

Aktuelle Ein- und Ausblicke

FH - dialog



Fachhochschule
der **Diakonie**



Foto: © fotolia.com

■ DIALOG

Open Space an der FH der Diakonie

› **Open Space ist eine Großgruppenmethode, die von Harrison Owen in den 90er Jahren entwickelt wurde und informelle sowie offene, selbst organisierte Kommunikation ermöglicht. Sie fördert die Bildung von Netzwerken und Empowerment „in Situationen mit hoher Komplexität und Diversität“ (Freitag, 2009, S. 180). Owen benennt fünf Voraussetzungen, welche die Open Space Methode erfüllen soll:**

- eine konkrete Fragestellung, um eine Lösung für eine wichtige Aufgabe zu erarbeiten
- ein hohes Maß an Komplexität, damit sich der Aufwand der Methode rechtfertigt
- Diversität der Beteiligten und ihrer Ansichten
- Leidenschaft der Beteiligten für das Thema
- hoher Handlungsdruck bei den Beteiligten (Owen, 2011)



Foto: FH-D / Michael Schulz

Studierende des Studiengangs Psychische Gesundheit / Psychiatrische Pflege

Die Methode wurde entwickelt, um informellen Austausch und damit innovative Ideen zur Problemlösung zu fördern. Es gibt keine vorbereiteten Themen, und jede/r Teilnehmer/-in kann ein Anliegen, das besonders am Herzen liegt, einbringen und vorantreiben. Charakteristisch ist die kreisförmige Sitzordnung zu Beginn des Open Space und die Möglichkeit für alle Teilnehmer/-innen, in die Mitte zu gehen und Themen einzubringen. In weiteren Phasen bilden sich Workshops zu einzelnen Themen, und es ist gewollt, dass Teilnehmer/-innen im laufenden Verfahren Workshops wechseln können und sich so dort engagieren, wo sie besonderes Interesse haben. Dabei wird die Selbstverantwortung der Teilnehmer/-innen betont und gefördert. In weiteren Phasen des Open Space werden Ergebnisse für alle sichtbar dokumentiert sowie neue Workshopthemen generiert und bearbeitet. Am Ende erfolgt ein Plenum, in dem Auswertung, Planung und Feedback integriert sind. Die klassische Form dauert zwei Tage, es gibt längere und kürzere Varianten. Laut Owen wurden Open Space Veranstaltungen mit Gruppengrößen von 5 bis 2000 Teilnehmer/-innen erfolgreich durchgeführt (Owen, 2011).

An Hochschulen wird die Open Space Methode zu verschiedenen Themen eingesetzt, z.B. hat die Hochschule Bochum einen „Nachhaltigkeitstag“ mit der Methode gestaltet (Hochschule Bochum, 2013), die Hochschule Osnabrück die Methode zur Gestaltung eines neuen Campus (Blümel, 2013) oder die Pädagogische Hochschule Freiburg damit unter Beteiligung von hochschulexternen Fachleuten ein fachliches Thema bearbeitet (Degenhardt, 2013).

Bisherige Erfahrungen mit der Methode an der FH der Diakonie

Die Methode wurde von Eckart Herwig-Stenzel im Modul „Methoden der Beratung“ des Studiengangs Mentoring eingeführt. Drei Studentinnen des ersten Jahrgangs dieses Studiengangs führten 2010 im Rahmen einer Prüfungsleistung eine Open Space Veranstaltung durch. An dieser nahmen je ein Jahrgang der Studiengänge Mentoring und Management teil (ca. 60 Personen). Das Thema lautete „Mentoring und Management, wie passt das zusammen oder ist alles nur eine Frage von guter Führung?“ Es ging um die Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis der eigenen, im Studium zu erwerbenden Profession. Beachtenswert sind die Schlussfolgerungen, die Studierende als strukturelle Ergebnisse der Veranstaltung benannten:

- Open Space sollte regelmäßig durchgeführt werden, mindestens 1x pro Semester für alle Jahrgänge und Studiengänge. Insbesondere zu Beginn des Studiums, zum Kennenlernen und Informationsaustausch. Interessensgruppen können so leichter gefunden werden.
- Einsatz von Mentoren als Mentoren für neue Studierende ermöglicht zugleich Identitätsbildung und Sicherheit sowie Vernetzung.
- Gemeinsames Grundstudium für Mentoren und Sozialmanager/-innen, anschließend Spezialisierung und Schwerpunktbildung. (Anmerkung: Dieser Gedanke wurde später bei der Umgestaltung der Studiengänge aufgegriffen.)

AKTUELLE TERMINE UND ANKÜNDIGUNGEN

4.4.2014: Ex- und Immatrikulationsfeier

Auf die positiven Erfahrungen aufbauend, fand ein weiteres Open Space 2010 statt. Für die Jahrgänge 2009 und 2007 war die Veranstaltung verbindlich, alle anderen Studierenden und Lehrenden waren zur Teilnahme aufgerufen. Ziel dieser Veranstaltung war es, die Möglichkeit der studiengangübergreifenden informellen Kontakte und der selbstgesteuerten Kommunikation zu verbessern. Unter der Überschrift „Miteinander studieren - voneinander profitieren: Networking an der FH der Diakonie“ hatte die Veranstaltung folgende Funktionen:

- Bearbeitung von Problemen in der Studienorganisation und Studienkommunikation
- Bearbeitung von aktuellen Themen in Diakonie, Sozial- und Gesundheitswesen
- partizipative Entwicklung von neuen Studieninhalten und -methoden
- Vernetzung der Studierenden zur Förderung beruflicher Chancen und hinsichtlich der Bildung von Berufsprofilen
- Belegung der AstA- Arbeit

An der Veranstaltung nahmen ca. 120 Personen teil. Ca. 80 Personen arbeiteten intensiv in den Gruppen, die anderen pflegten entsprechend der Methode hauptsächlich informelle Kontakte oder sahen aufgrund der offenen Struktur ihre Teilnahme an dem Präsenztage für sich nicht als verbindlich an. Bei der Abschlussrunde war nur noch gut die Hälfte der zunächst Teilnehmenden anwesend. Zu den Ergebnissen zählten u.a. die Benennung und eine Behebung technischer Probleme auf der Lernplattform, die Behebung des Hochschulsports und eine Folgeveranstaltung zur Begleitung von Studierenden im Prozess der Erstellung der Bachelorarbeit. Problematisch gestaltete sich die Umsetzung weiterer konstruktiver Vorschläge für die Hochschulentwicklung, da eine strukturelle Anbindung an Gremien der FH der Diakonie fehlte. Das galt auch für die regelmäßige Durchführung weiterer Open Space Veranstaltungen, da die Methode quer zur Organisation des Studienbetriebes liegt und es keine klaren Zuständigkeiten gibt.

Neuer Anlauf im Projekt „Mit Praxis ins Studium“

Das Projekt „Mit Praxis ins Studium“ wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der „ANKOM“-Initiative gefördert. Das Ziel dieses Projektes der FH der Diakonie ist die Verbesserung des Einstiegs für beruflich qualifizierte Menschen, insbesondere mit der Zielgruppe „Leitungen von Kindertageseinrichtungen“. Dabei wird in einem Teilprojekt an den Erfahrungen der FH der Diakonie mit der Methode des Open Space angeknüpft. Es soll geprüft werden, inwieweit die Methode geeignet ist, um zum Studienbeginn das Selbsthilfepotential der Studienanfänger/-innen zu stärken, Informationsdefizite durch die Vernetzung Studierender zu minimieren und die Entwicklung innovativer Maßnahmen zur Verbesserung des Studieneinstiegs zu fördern.

Für die FH der Diakonie bietet sich dadurch die Möglichkeit, die strukturelle Einführung der Methode Open Space zu testen. Ein Leitgedanke ist dabei, die Partizipation von Studierenden bei der Hochschulentwicklung zu fördern. Da Partizipation eine Grundhaltung im Umgang mit Beteiligten im Sozial- und Gesundheitswesen ist, gilt es, diese in einer wachsenden Hochschule mit schwerpunktmäßig berufsbegleitenden Studiengängen so weit wie möglich zu gewährleisten. Ein Qualitätsmerkmal der FH der Diakonie ist ihre Kundenorientierung, die bisher hauptsächlich im direkten Austausch zwischen Studierenden und Lehrenden deutlich wird. Partizipation wird so eher in informellen Kontakten gelebt, als in den dafür vorgesehenen Gremien mit Studierendenbeteiligung. Der direkte Austausch hat bei einer wachsenden Hochschule, in der die Kommunikationsprozesse komplexer werden, deutliche Grenzen. Es ist bundesweit zu beobachten, dass berufsbegleitend Studierende in klassischen Hochschulgremien kaum organisiert sind. An der FH der Diakonie ist das durch ihre überwiegend begleitende Ausrichtung anders, dennoch ist es für die Studierendenorganisationen schwierig, ihre Mitwirkung an der Hochschulentwicklung auf eine breite Diskussionsbasis in den berufsbegleitenden Studiengängen zu stellen. Somit ist zu überprüfen, ob und wie die Methode Open Space einen strukturellen Beitrag zu Partizipation und Qualitätsentwicklung an der FH der Diakonie bietet, um die Begrenztheit der Gremienarbeit zu kompensieren und die Gefahr von Routinen im Lehrbetrieb zu minimieren, die an den aktuellen Bedürfnissen von Studierenden vorbeigehen.

Herausforderungen und Besonderheiten

Die Open Space Methode benötigt in ihrer klassischen Form viel Zeit, um Themen zu generieren, breit zu diskutieren und Umsetzungen von Lösungen vorzubereiten. Zeit ist in berufsbegleitenden Studiengängen in Präsenzveranstaltungen ein äußerst knappes Gut. Deshalb müssen bestimmte Phasen des Open Space im asynchronen Rahmen einer Onlinediskussion

>>

Foto: FH-D / Michael Schulz



Open Space verlangt einen kreativen Einsatz von Medien. Hier bei der Präsentation: Thomas Zyzik (Studiengang Psychische Gesundheit / Psychiatrische Pflege 13.1)

und vor- und nachgelagerten Gruppenarbeiten organisiert werden. Die Anfangsphase wird also durch vorgelagerte Beteiligungsprozesse unterstützt, was ein Risiko für die Durchführung bedeutet. Es ist zu prüfen, ob damit Prozesse beschleunigt oder verhindert werden.

Die Methode beruht auf einer freiwilligen Teilnahme der Beteiligten, die nicht direkt vereinbar ist mit Anwesenheitsverpflichtungen an Präsenztagen im Studiengang. Deshalb ist die Formulierung gemeinsamer Themen für diejenigen, die im Rahmen ihrer Präsenzpflicht teilnehmen, besonders wichtig. Je höher die Identifikation mit den Themen des Open Space ist, desto weniger relevant wird die Frage nach der Verpflichtung. Das gilt sowohl für Studierende als auch für Lehrende.

Die ersten Erfahrungen mit der Methode haben gezeigt, dass es notwendig ist, Strukturen zu schaffen, durch die einerseits der innovationsförderliche offene Charakter der Methode erhalten bleibt, andererseits eine Kompatibilität zur Lehrorganisation und zu den Prozessen der Organisationsentwicklung in der Hochschule hergestellt wird. Ein erster Ansatz in diese Richtung ist die Einführung eines Wahlmoduls, durch das Aufgaben im Rahmen der studentischen Selbstverwaltung sowie die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung von Open Space Veranstaltungen durch Studierende mit Creditpoints versehen werden können. Open Space Veranstaltungen sollen möglichst in enger Kooperation zwischen den Gremien der Studierendenvertretung und des Teams der Dozentinnen und Dozenten an der FH der Diakonie durchgeführt werden.



Foto: FH-D / Michael Schulz

Format: Workshop - Hier mit Phil Barker (li.) und Poppy Buchanan-Barker (stehend).

Es ist zu überprüfen, wodurch Open Space als besondere Lern- und Problemlösungsform bei Lehrenden und Studierenden Akzeptanz finden kann. Erste zu operationalisierende Thesen hierzu sind, dass die Methode dann angenommen wird, wenn es gelingt ...

- wirksame, aus Sicht der Beteiligten relevante Innovationen im Studienbetrieb zu entwickeln und umzusetzen.
- Offenheit zu entwickeln für eine breite, studiengangübergreifende Diskussion aktueller Fachthemen, die als sinnvolle Ergänzung zu konkreten Modulhalten betrachtet werden.
- den offenen Charakter der Methode als Kulturelement einer partizipativ ausgerichteten Hochschule zu verankern.
- die Methode als sinnvolle Maßnahme des Qualitätsmanagements auf eine breite Basis von Verantwortlichen an der Hochschule zu stellen.
- Studierende im Rahmen eines Wahlmoduls bei der Umsetzung des Open Space zu beteiligen.

Im Projekt sollen verschiedene Formen des Open Space durchgeführt und evaluiert werden. Die drei zu entwickelnden Ansätze sind:

- „Themenzentriert“: Ein besonders relevantes Thema wird freiwillig als Ergänzung zu Präsenzveranstaltungen bearbeitet. Denkbar sind in dem Zusammenhang auch studienganginterne Formen zu modul-übergreifenden organisatorischen oder Fachthemen.
- „Einführungsveranstaltungen“ am Ende des ersten Studienhalbjahrs: Die offene Form bietet sich nicht für den Studienstart an, da in der Anfangsphase des Studiums zunächst durch klare Informationen Sicherheit bei den Studienanfänger/-innen hergestellt werden muss. Darauf aufbauend können in einem Open Space verbleibende Informationsdefizite bearbeitet und Probleme im Studium benannt sowie Lösungen entwickelt werden.
- „Vollversammlung“ aller an einem Präsenztage anwesenden Studierenden: Diese Form hat vermutlich viel Innovationspotential durch jahrgangs- und studiengangübergreifenden Austausch. Sie birgt allerdings auch die Gefahr, kein gemeinsames Thema zu finden. Die Motivation für die erfahrenen Studierenden, ihr Wissen weiterzugeben, kann ebenso wenig vorausgesetzt werden wie die Bereitschaft von Studienanfänger/-innen, sich mit Themen zu beschäftigen, die erst zum Ende des Studiums relevant werden.

Insgesamt ist die Einführung der Methode, sowohl hinsichtlich der Technik, als auch der Verdeutlichung des potentiellen Nutzens für alle Beteiligten, eine besondere Herausforderung. Die kurzen Zeitphasen, die für die Durchführung zur Verfügung stehen, verstärken das Problem. Deshalb soll die Durchführung durch Methoden des internen Marketings und mit unter Beteiligung von Vertreter/-innen der Zielgruppen unterstützt werden.

Im Projekt bietet sich eine gute Möglichkeit, passende Formate für die Anwendung der Open Space Methode an der FH der Diakonie zu entwickeln und zu evaluieren. Damit verbunden ist die Chance, in einer wachsenden Hochschule die direkte Partizi-

pation von Studierenden lösungsorientiert und aktivierend zu erhalten und auszubauen. Open Space bietet das Potential, als Element des Qualitätsmanagements Beiträge zur Hochschulentwicklung zu leisten, eine kulturbildende Kommunikationsform an der Hochschule zu werden und ein Strukturelement für eine lernende Organisation zu sein. ■

Bernd Heide

Literatur:

Blümel (2013). Open Space Konferenz (Einladung auf den Seiten der Hochschule Osnabrück) <http://www.campus-lingen.hs-osnabrueck.de/40279+M536e4e-d525a.html>

Degenhardt (2013). Dokumentation Open-Space-Workshop Gemeinschaftsschule und PH Freiburg <https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/zentral/>

[zwh/paedagogische-werkstatt/Wintersemester_2012_2013/Dokumentation_OpenSpace_16-01-2013.pdf](http://www.zwh.paedagogische-werkstatt/Wintersemester_2012_2013/Dokumentation_OpenSpace_16-01-2013.pdf)

Freitag, Matthias (2009). Open Space. In: Kühl et. al., Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 180-194.

Hochschule Bochum (2013). Impressionen von der „Open Space zur Nachhaltigkeit“ am 16.4.2012 <http://www.hochschule-bochum.de/campus/nachhaltige-hochschule/impressionen-open-space.html>

Owen, Harrison (2011). open space technology- ein Leitfaden für die Praxis. Schäffer-Pöschel Verlag, Stuttgart.

■ DIALOG

Moderne Hochschuldidaktik

An einer Fachhochschule gilt es stetig, die Entwicklungen dieser Bildungsinstitution im Blick zu behalten. Auf der einen Seite stehen da noch immer die Herausforderungen des Bologna-Prozesses. Auf der anderen Seite fordern moderne Bildungskarrieren zu kreativen Studiengängen, mit hoher Praxisrelevanz und somit entsprechenden didaktischen Methoden heraus.

Hinzu kommen unterschiedliche Zielgruppen wie „Grundständig“, „Berufs- und Ausbildungsbegleitend“ sowie unterschiedliche Lernbiographien, auf die die didaktisch-methodischen Herangehensweisen „zugeschnitten“ sein müssen. Daraus folgen unterschiedliche Lern- und Lehrformen, für die ganztägige Seminare und Blended-Learning Beispiele sind.

Blended-Learning: Was ist das eigentlich?

Die Grundidee des „Blended Learning“ lässt sich an der wörtlichen Übersetzung des englischen Begriffes „blend“ verdeutlichen - im Brennereiwesen sowie der Weinherstellung bezeichnet es eine Mischung (den „Verschnitt“) mehrerer Ausgangsbestandteile. Die Zielsetzung besteht hierbei darin, aus der Mischung verschiedener hochwertiger Zutaten ein noch höherwertigeres Produkt zu erzeugen. In die deutsche Sprache übertragen und um den Begriff des „Learning“ erweitert, ist somit die Formel eines „gemischten“ oder eines „hybriden“ Lernens abzuleiten. Im Blended-Learning besteht diese Mischung aus mediengestütztem Lernen und Präsenzlernen, wobei die Blended-Learning-Mischung neben der Arbeit mit einer Lernplattform wie Moodle sowie dem klassischen Präsenzseminar um weitere „Zutaten“ wie Lerngruppenarbeit, begleitete Selbstlernphasen als auch Praxiselemente ergänzt werden können.

Ebenfalls analog zur Herkunft des Begriffs ist die Zielsetzung mit der Methode des Blended-Learnings zu beschreiben. Diese besteht -wie bei jeder anderen Didaktik auch- darin, einen möglichst hohen Lernerfolg zu erzielen. Im Blended-Learning soll dieser Lernerfolg durch eine hohe Kontinuität der Lernmotivation erlangt werden. Mit dem Aufbau und Erhalt eines Spannungsbogens, der durch das „Mischen“ verschiedener Lehr- und Lernmethoden sowie Materialien und Medien gestaltet wird, ist es möglich, die Lernmotivation auf einem konstant hohen Niveau zu halten.

Blended-Learning als didaktische Methode eines Modulcurriculums

Seit Bologna werden Curricula (Studieninhalte) in Module zerlegt, die in ihrer Gesamtheit zu einem Studienabschluss führen sollen. Es gibt also ein Gesamtcurriculum (Studium) und einzelne Modulcurricula, die zur Gesamtheit führen sollen. An dieser Stelle wird auf den Aufbau eines Modulcurriculums hinsichtlich der didaktischen Ausgestaltung fokussiert.

Bei der Darstellung eines Modulcurriculums dient das Modell von Glöckel (2003) als Grundlage. Glöckel bezeichnet ein Curriculum als eine „planmäßige Aufeinanderfolge der Unterrichtseinheiten“. Hierbei unterscheidet er in drei Grundtypen,

>>

die er als lineares, zwei- und dreidimensionales Curriculum (in der Folge auch Didaktik genannt) bezeichnet. Das lineare Modell ist eine bloße Themenabfolge, die wenig Raum für Zusatzfragen oder sich aus den Themen entwickelnden Vertiefungsmöglichkeiten bietet. Es bedeutet, dass ich ein Thema habe, das ich von einem Punkt a zu einem Punkt b darstelle, z.B. eine Geschichtsvorlesung von der Antike bis zur Gegenwart. Linear bedeutet hierbei auch, dass ich keine Kommentare o.Ä. zulasse, die über meinen Strang hinaus weisen. Zweidimensional bedeutet, dass ich z.B. wieder über Geschichte lehre, aber dies im Dialog geschieht. Die Anregungen gehen dabei von mir als Lehrendem aus. Dreidimensional bedeutet, dass ich im Grunde nur noch sage, dass es die Antike gab. Und das Mittelalter etc. Dann erarbeiten sich Studierende das Thema weitgehend selbständig und bringen - und das ist sozusagen das Herausragende daran - eigene Perspektiven ein. Geschichte ist jetzt kein gutes Beispiel mehr, besser sind Themen mit Erfahrungsbezug oder berufspraktischer Bedeutung, z.B. Quartiersarbeit Studierende aus Pflege, Pädagogik erarbeiten sich, mit meinem Input oder auch ohne, ein Konzept und diskutieren es hinsichtlich der Bedeutung für die jeweils eigene Zukunft. Daraus erfolgen dann Erkenntnisse über Trennendes und Verbindendes. Sowa kann eine Vorlesung nicht. Aber sie kann, eingebunden in ein didaktisches Gesamtkonzept, das für die zwei- und dreidimensionale Didaktik notwendige Wissen liefern.

Ausgehend vom Blended-Learning-Konzept sowie den drei von Glöckel benannten Grundtypen wird im Folgenden ein Beispiel für Modulcurriculum aufgestellt.

Planung eines Modulcurriculums

Als Beispiel wird hier von einem Modul ausgegangen, das mit 5 Credit Points (CP) hinterlegt ist. Insgesamt stehen 125 Stunden zur Verfügung, die wie folgt aufgeteilt sind: Praxisprojekt (25 Std.), Onlineveranstaltungen (10 Std.), Präsenzveranstaltungen (36 Std.), Lerngruppenarbeit (15 Std.) und begleitetes Selbstlernen (39 Std.).

Input, Output, Outcome

In der Bibel ist der berühmte Satz zu finden: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (1. Korinther 13,13)

An einer Fachhochschule kann dieser Satz für ein Wissenschaftsverständnis wie folgt adaptiert werden: ‚Die Essenzen sind Input, Output, Outcome, diese drei; aber das Outcome ist das Wichtigste von ihnen‘.

In diesem Sinn muss es darum gehen, dass Studierende Input erhalten. Wie das geschieht, ist eine didaktische Aufgabe. Der Output wird an einer Hochschule durch Prüfungsleistungen belegt, womit aber lediglich über das Bestehen oder Nicht-Bestehen eines Moduls entschieden wird. Deshalb ist das Outcome, das als Anwendung des Gelernten in der Praxis bezeichnet werden kann, als besonders wichtig hervorzuheben. Aus diesem Grund ist ein Modul in drei Teile zu gliedern: Vor

von - bis	Phase	Inhalte des 1. Tages	Sozialform	Didaktischer Ansatz	Material/ Methoden	Wer?
09:00 – 09:30h 30 Min	1: Einstieg	Begrüßung und Ausblick auf das Modul, Klärung organisatorischer Fragen und Prüfungsleistung (30 min.)	Plenum	Kognitionsorientiert / Handlungsorientiert	Powerpoint / Methode zum Einstieg: „Wandzeitung“ (Lineare Didaktik)	DozentIn
09:30 – 10:30h 60 Min	2: Erster Thementeil	Aufgreifen der vor dem Semester gestellten Aufgaben.	Gruppen und Einzelarbeit	Erfahrungsorientiert / Handlungsorientiert	Stellwände, Flip-Chart etc. (Zwei- und Dreidimensionale Didaktik)	DozentIn / Studierende
10:30-10:45		Pause 15 Min				
10:45-10:55h 10 Min	3: Erarbeitung	Lesezeit Wandzeitung / Beiträge ergänzen (sieben Minuten)	Einzelarbeit	Handlungsorientiert	Selbstlernen	Studierende
10:55-12:00h 65 Min	4: Vorlesung	Themenschwerpunkt setzen, ggf. FachreferentIn	Plenum	Kognitionsorientiert	Einsetzen von Power-Point etc. / Fragen zulassen (Zweidimensionale Didaktik)	DozentIn
12:00 - 13:00		Pause 60 Min				
13:00-13:10h 10 Min	5 Erarbeitung	Lesezeit Wandzeitung / Beiträge ergänzen (sieben Minuten)	Einzelarbeit	Handlungsorientiert	Selbstlernen	Studierende
13:10-14:30h 80 Min	6: Erarbeitung	Themenschwerpunkt	Gruppenarbeit / Plenum	Erfahrungsorientiert / Handlungsorientiert	Texte, Aufgaben etc. Ergebnisvorstellung im Plenum (Zweidimensionale Didaktik)	DozentIn / Studierende
14:30-14:45h		Pause 15 Min				
14:45-14:55h 10 Min	7: Erarbeitung	Lesezeit Wandzeitung / Beiträge ergänzen (sieben Minuten)	Einzelarbeit	Handlungsorientiert	Selbstlernen	Studierende
14:55-15:50h 55 Min	8: Vorlesung Erarbeitung	Vortrag und z.B. Textinput	Einzelarbeit / Gruppenarbeit	Kognitionsorientiert / Handlungsorientiert / Erfahrungsorientiert	Power-Point etc. Gruppen definieren und bilden sich über Schwerpunktthemen aus der Praxis und wenden den Text auf dieses Gebiet an. (Dreidimensionale Didaktik)	DozentIn / Studierende
15:50-16:00h 10 Min	9: Abschluss	Danksagung für die Teilnahme / Ausblick auf die nächste Veranstaltung	Plenum	Kognitionsorientiert	Freie Rede / Verweis auf die Mitnahme von Metakarten und das Forum „Wandzeitung“ im Moodle-Kursraum. / Weitere Hinweise.	DozentIn

Das hier verwandte Schema basiert auf den Ansätzen einer „Humanistischen Didaktik“, bei der Lernen immer auch als wie Erfahrungslernen und Gruppenarbeit sind diesem Grundgedanken geschuldet. Vgl. u.a.: Crittin, J.-P.: Selbstbestimmt und erfolgreich lernen - Situationsbasiertes Lehren und Lernen (SBL), Bern 2004. Ansätze einer konstruktivistischen Didaktik, mit der Faustregel: „Gelernt wird nicht, was gelehrt wird“, sind der hier vorgestellten Didaktik zudem übergeordnet inhärent.

dem Semesterbeginn, während des Semesters und nach dem Semester (respektive Studium).

Vor dem Semesterbeginn

In diesem Beispiel wird davon ausgegangen, dass die Studierenden bereits mit dem Umgang mit einer Lernplattform (hier Moodle) vertraut sind. Auf der Moodleplattform steht für jedes Modul ein „Kursraum“ zur Verfügung, der für die hier dargestellten didaktischen Ansätze zentral ist. Der Kursraum wird vorbereitet durch:

- Begrüßungstext: Positive Darstellung des Themas. Andeutungen von möglichen, zu erwerbenden Erkenntnissen und Kompetenzen, um „Spannung“ aufzubauen (zwei- und dreidimensionales Curriculum). Persönlicher Hinweis des Dozenten/der Dozentin bezüglich der Vorfreude auf die Zusammenarbeit mit den Teilnehmenden und das Thema des Moduls.

- Einstellung eines Modulablaufplans, um den Studierenden frühzeitig Informationen über den Ablauf und Umfang des Seminars zu geben. (Planungssicherheit – Lineares Curriculum)
- Einstellung von Basistexten (z.B. Studienbrief): Hier gibt es die Möglichkeit, bereits erste Aufgaben zu stellen, die z.B. das Praxisprojekt vorbereiten (dreidimensionales Curriculum). Wichtig ist, dass dies dann mit Stunden hinterlegt wird, die auf das Seminar angerechnet werden. Varianten sind hierbei Online-Tests oder Rechercheaufgaben, deren Ergebnisse dann in einem Online-Forum eingestellt und diskutiert werden.
- Email an alle Studierenden, dass der Kursraum eingerichtet und mit vorbereitenden Aufgaben bestückt ist. Damit die Studierenden für die Aufgaben genügend Zeit zur Verfügung haben, ist es wichtig, dass der Kursraum mit einer Vorlaufzeit von mindestens sechs Wochen den Studierenden zur Verfügung steht.

Semesterbeginn und während des Semesters

Am ersten Präsenztag beginnt das Seminar mit einer allgemeinen Begrüßung. Im Anschluss wird, ergänzend zum Modulablaufplan, eine Übersicht bezüglich des Modulverlaufs gegeben. Die insgesamt vier Präsenzen werden immer in derselben Ablaufform vorgenommen.

Anmerkung: In dem hier vorgeschlagenen Konzept ist vorgesehen, dass die Studierenden neben den im Modulhandbuch vorgegebenen Themen persönliche Interessenschwerpunkte verfolgen können (Outcome). Das hat zur Folge, dass nicht alle Themenschwerpunkte im Vorfeld abschließend geplant werden können. Auch aus Platzgründen wird deshalb an dieser Stelle das didaktische Schema am Beispiel des ersten Präsenztages vorgestellt:

Tag 1: Tagesmotto

Präsenzveranstaltungen

Mit dem oben dargestellten Schema werden die Präsenzveranstaltungen strukturiert. Die Wandzeitung wird, wie bereits erwähnt, hierbei als Konstante genutzt. Mit dieser Herangehensweise werden mehrere Zielsetzungen verfolgt:

- a. Der Lernerfolg der Studierenden ist für den Dozenten/die Dozentin gut abgebildet, sodass das Lerntempo für die Vermittlung der vorgegebenen Lehrinhalte angepasst werden kann. Mit diesem Ansatz wird didaktisch das eindimensionale Curriculum angewandt, aber um den Faktor einer Lernstandsevaluation erweitert. So wird es möglich, langsamer lernende Studierende gezielt z.B. durch die Benennung eines weiteren Beispiels zu unterstützen. Ebenso gezielt entsteht die Möglichkeit, schneller lernende Studierende z.B. auf zusätzliche Literaturquellen zu verweisen, sodass in der Summe alle Studierenden nach ihren persönlichen Fähig- und Fertigkeiten erfolgreich am Modul teilnehmen können.

- b. Besondere Themeninteressen der Studierenden lassen sich auf diese Weise erkennen, sodass Vertiefungen dieser Themen (z.B. durch Praxisaufgaben in diese Richtung) möglich werden (zwei- und dreidimensionales Curriculum).

- c. Die Methode ist eindeutig diesem Modul zugeordnet. Diese Verknüpfung dient dazu, dass die Studierenden auch nach Abschluss des Moduls aufgrund der Assoziation Wandzeitung / Modul sich besser an die Inhalte, die sie selbst erarbeitet und über die sie sich ausgetauscht haben, erinnern können.

Lerngruppen / Online-Veranstaltungen / Begleitetes Selbstlernen / Praxisprojekt

Zu den einzelnen Aspekten:

Lerngruppen (15 Stunden)

Hierbei wird entweder auf bestehende Lerngruppen zurückgegriffen oder es werden neue auf der Grundlage von Themenschwerpunkten (in der ersten Präsenzveranstaltung) gebildet. Die einzelnen Lerngruppen erhalten ein eigenes Forum sowie ein Lerngruppen-Wiki auf Moodle, um sich dort regelmäßig austauschen zu können. Der Auftrag kann für die Lerngruppen z.B. darin bestehen, dass sich die einzelnen Mitglieder auf Literaturrecherche begeben und kurze Zusammenfassungen davon im Forum einstellen. Der Dozent/die Dozentin beobachtet die Eingänge kontinuierlich und gibt weiterführende Empfehlungen. Er/Sie sorgt auf diesem Weg dafür, dass die Studierenden beim Lernprozess auch abseits der Präsenzphasen begleitet werden und sich ausgewogen beteiligen (Kontinuierliche Motivation).

Online-Veranstaltungen (10 Stunden)

Die Lerngruppen werden gebeten, zu einem bestimmten Zeitpunkt Zusammenfassungen ihrer Themen in einem weiteren Forum auf Moodle einzustellen. Alle Studierenden werden aufgefordert, sich mit den Themen zu beschäftigen. Zwei Wochen später findet eine Lifechat-Sitzung (2 Stunden) statt. Diese wird vom Dozenten/der Dozentin u.a. durch Eröffnungsfragen begleitet. Aus den Fragen und Antworten (dreidimensionales Curriculum) entwickelt der Dozent/die Dozentin einen Selbstlerntest, der auf Moodle eingestellt und als aktive Teilnahme gewertet wird. Ein asynchrones Forum für Fragen, die sich die Studierenden untereinander stellen und beantworten, ist während des gesamten Semesters geöffnet. Gleiches gilt für die Wandzeitung, die während der zweiten Semesterhälfte zweiwöchentlich alternativ durch Forumsbeiträge und/oder Erkenntnisstandsentwicklung ergänzt wird (Kontinuierliche Motivation).

(Begleitetes) Selbstlernen (39 Stunden)

Dieser Aspekt geht in Teilen in den anderen didaktischen Methoden auf. So ist die Vorbereitung für den ersten Seminartag z.B. hier einzuordnen. Gleiches gilt für die Lektüre von Texten zwischen den Präsenzphasen und die Literaturrecherche. Zur

Vertiefung der Themen werden den Studierenden Podcasts oder kleine Videotutorials mit kurzen Inputs (10 Minuten) auf Moodle eingestellt, die immer auf eine Frage zum Weiterdenken enden (Outcome). Wesentlicher Bestandteil ist das Erarbeiten der Prüfungsleistung. Diesbezüglich erhalten die Studierenden den Auftrag, je nach Prüfungsleistung z.B. eine Gliederung zu verfassen und dem Dozenten/der Dozentin zuzumailen. Die Begleitung besteht hierbei darin, dass die Studierenden Rückmeldungen zur Gliederung erhalten. Die Möglichkeit, ein Exposé zur Überprüfung einzureichen und jederzeit Fragen über Email an den Dozenten/die Dozentin zu schicken, wird ebenfalls gegeben.

Praxisprojekt

Während des Semesters wird anhand eines selbst gewählten und für die eigene Praxis relevanten Themas eine Aufgabe gestellt. Wesentlich geht es hierbei darum, Gelerntes in die Praxis zu übertragen und hinsichtlich der Verwendbarkeit zu überprüfen. Diese Aufgabe weist somit signifikant über das Modul hinaus (Outcome).

Zusammenfassung

Durch den Mix verschiedener didaktischer Methoden, die an Präsenzveranstaltungen, Online- und Selbstlernphasen

sowie Lerngruppen und Praxisbezügen jeweils lernmethodisch zugeschnitten orientiert sind, werden die Studierenden mit abwechslungsreichen sowie bewältigbaren Anforderungen konfrontiert. Der Lernerfolg ist sowohl für die Studierenden als auch für den Dozenten/die Dozentin jederzeit ablesbar. Durch diese Herangehensweise kann sichergestellt werden, dass die Motivation der Studierenden kontinuierlich hoch ist. Drei wesentliche Aspekte sind in diesem Zusammenhang besonders hervorzuheben:

- a. Die Studierenden erhalten ein breites Wissen über das Thema (eindimensionales Curriculum).
- b. Durch die Vertiefung eines Themas, das die Studierenden aus dem Gesamtspektrum herausgreifen und bearbeiten können, sind persönliche Interessen berücksichtigt, was mit hoher Wahrscheinlichkeit einen hohen Lernerfolg zur Folge hat (zwei- dreidimensionales Curriculum).
- c. Durch den Methodenmix lernen die Studierenden, dass ein Thema multiperspektivisch behandelt werden kann. Dies ist für die eigene Praxis ein wesentlicher Vorteil (implizites Lernen und Outcome). ■

Frank Dieckbreder

■ DIALOG

Dreimal Bildung unter einem „Hut“: Besondere Herausforderungen für die Hochschuldidaktik in einer „Offenen Hochschule“

Bielefeld im Juli 2017:

Monika Musterfrau macht sich auf den Weg zur Fachhochschule der Diakonie. Sie ist im weiterbildenden Masterstudiengang „Pflege“ eingeschrieben - und obwohl das Sommerhalbjahr bereits seit vier Monaten läuft, besuchte die 42-Jährige aus Konstanz erst zweimal Seminare an ihrer Hochschule. Denn Credit Points kann sie auch zuhause sammeln - Vorlesungen aus der Hochschule per Videokonferenz, Inhouse-Veranstaltungen ihres Arbeitgebers (einer großen Klinik am Bodensee) sowie fachlich relevante Weiterbildungskurse werden auf das Studium angerechnet.

Die Fachhochschule der Diakonie steht dafür in engem Kontakt mit Sozialunternehmen und Weiterbildungsträgern in ganz Deutschland und hat parallel in den vergangenen Jahren innovative Konzepte wie ein Portfolioverfahren oder eine kontinuierliche Begleitung der Studierenden per Videokonferenz entwickelt, um den Aufstieg durch Bildung von einem politischen Ziel in die Realität umzusetzen.

Noch klingt diese kleine Geschichte nach Zukunftsmusik, an deren möglichen Uraufführung aber ein Projektteam an der Fachhochschule der Diakonie bereits seit zwei Jahren arbeitet. Das Projekt nennt sich BEST WSG (Berufsintegrierte Studiengänge zur Weiterqualifizierung im Sozial- und Gesundheitswesen) und wird im Rahmen des Bund-Länder-Wettbewerbs „Aufstieg durch Bildung: offene Hochschulen“ durchgeführt und aus Mitteln des BMBF und des EU-Sozialfonds finanziert. Insgesamt haben 54 Hochschulen und Forschungseinrichtungen den Zuschlag für die erste Förderrunde erhalten und sich in 26 Projekten auf den Weg gemacht, Konzepte für innovative, nachfrageorientierte und nachhaltige Studien- und Weiterbildungsmodelle zu entwickeln. Kerngedanke hierbei ist, die Segmentierung unseres Bildungssystems durchlässiger zu gestalten und berufliche und akademische Bildung miteinander zu verzahnen.

Die zentrale Stellschraube, Wissenschaft und Praxis zusammenzubringen, sieht das BEST WSG Projekt in der Initiierung strategischer Kooperationen, mit dem Ziel, gemeinsame

lebens- und berufsbegleitende Studiengänge und Weiterqualifizierungen zu identifizieren, generieren und konzipieren. Hierfür wurden Expertinnen und Experten aus der Weiterbildung und den Sozialunternehmen mit Lehrenden der Fachhochschule der Diakonie zu gemeinsam handelnden „Forscherteams“ zusammengesetzt.

Wenn Hochschulen, Weiterbildungsträger und Sozialunternehmen den Weg in die akademische Bildung gemeinsam ebnen wollen, ist allerdings ein vertieftes Verständnis von der Denk- und Arbeitsweise der jeweils anderen Institution nötig, denn die Kooperation wird nicht automatisch zu einem Erfolgsmodell - das ist eine zentrale Erkenntnis aus der ExpertInnenbefragung, die das Projektteam durchgeführt hat. Dafür wurden 29 berufserfahrene Fach- und Führungskräfte aus Sozialunternehmen, der Weiterbildung, Hochschule sowie Personalverantwortliche und VertreterInnen der Sozialverbände nach ihrer Meinung befragt. Ein Fokus lag dabei auf dem Theorie-Praxis-Transfer und auf der zukünftigen Gestaltung von Hochschule sowie deren berufsbegleitenden Studienangeboten.

Bereits in dieser frühen Projektphase konnte das BEST WSG-Team einige wertvolle Erkenntnisse gewinnen, die als Grundlage für die weiteren Schritte dienen. Beispielsweise wurde deutlich, dass das herkömmliche Vorgehen bei der Studien-

gangsentwicklung für das Modell der „Offenen Hochschule“ nur bedingt tragfähig ist: Hochschule und Weiterbildungsträger, auch in Kooperationen mit Unternehmen, müssen nach unserem Verständnis die Angebote von Anfang an gemeinsam entwickeln, um eine einseitige Orientierung zu vermeiden und eine Anschlussfähigkeit in alle Richtungen zu schaffen. Diese Überlegung bildet die Grundlage für das Methodenmodell, welches nach der ExpertInnenbefragung entwickelt wurde:

Im Rahmen der „Kooperativen Curriculumsentwicklung“ sitzen VertreterInnen aus Hochschule, Weiterbildung und Sozialunternehmen gleichberechtigt an einem Tisch und arbeiten gemeinsam an der Identifizierung, Planung und Entwicklung neuer Studiengänge. Entsprechende Studiengänge werden mit der Praxis und für die Praxis konzipiert - auf diesem Weg soll die Attraktivität für BerufspraktikerInnen gesteigert werden. Anstelle von punktuellen Befragungen setzt das BEST WSG Projekt auf die Institutionalisierung eines kontinuierlichen Kommunikationsprozesses zwischen Hochschule, Weiterbildung, Personalverantwortlichen und Fachleuten der Praxis. In allen Phasen der Studiengangsentwicklung, von der Entwicklung, Durchführung bis zur Evaluierung branchenrelevanter und bedarfsgerechter Studiengänge, sitzen die drei Partner „in einem Boot“ und „produzieren“ somit ganz automatisch den Regelkreis des „kontinuierlichen Verbesserungsprozesses (KVP)“.

Damit dieser Prozess gelingt, müssen allerdings noch einige Hürden überwunden werden - nicht nur die Hürden, die heutzutage noch viele Menschen von einem Hochschulstudium abhalten. Auch die Barrieren zwischen den drei beteiligten Institutionen behindern allzu oft eine erfolgreiche Zusammenarbeit - dies machten auch die ExpertInnen in der Bedarfserhebung deutlich: In ihrer Wahrnehmung wird das Bild der Hochschule einerseits durch Wissenschaftlichkeit, die Vermittlung von Theorie, der Freiheit von Forschung und Lehre, aber auch durch Praxisferne, wenig Kunden- und Serviceorientierung und eine gewisse Inflexibilität geprägt. Die Weiterbildung nimmt nach Einschätzung der ExpertInnen eine fast konträre Position dazu ein: Sie gilt als praxisnah sowie bedarfs- und kundenorientiert, dafür aber auch wenig(er) wissenschaftstheoretisch und nicht ausreichend mit anerkannten Abschlüssen hinterlegt.

Aus diesem vermeintlichen Widerspruch ergeben sich besondere Herausforderungen, insbesondere für die Didaktik der Studiengänge, die bis März 2015 im Rahmen des BEST WSG Projekts an der Fachhochschule der Diakonie konzipiert oder zumindest modellhaft beschrieben sein sollen. Denn wenn die Hochschule weiterhin als die Heimat der „höheren“ Bildung angesehen wird, müssen Wege entwickelt werden, um die übrigen Qualifikationen, Erfahrungen und Talente außerhalb der Hochschule für ein akademisches Studium anrechenbar zu machen. Zusammen mit der Fachhochschule der Diakonie

>>

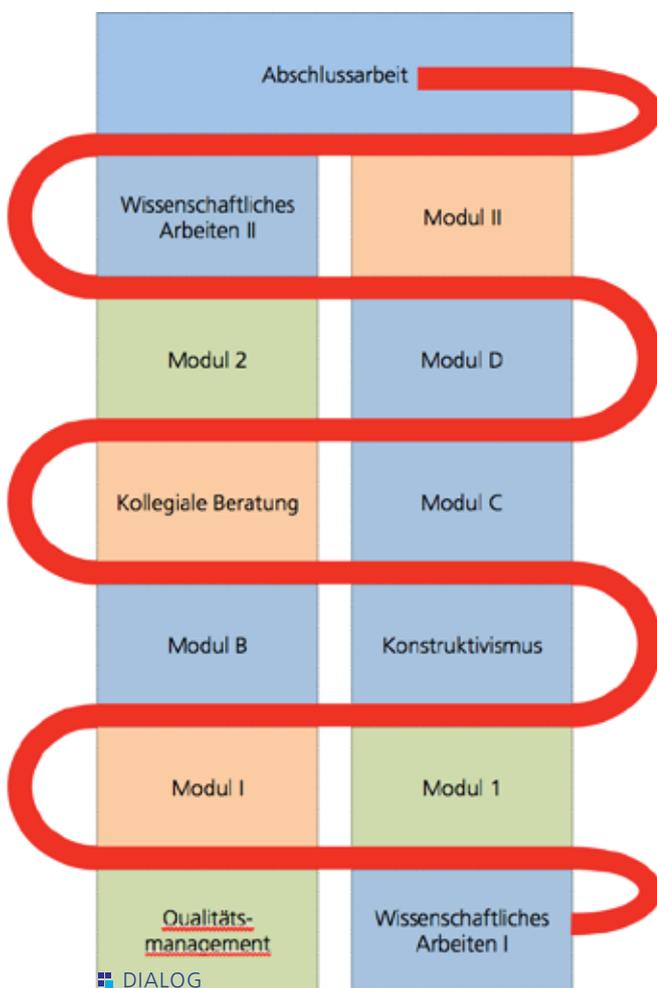


Abb. Wissenschaftliches Arbeiten als Querschnittsaufgabe

leistet das Projekt hier Grundlagenarbeit und diskutiert mehrere Modelle - beispielsweise wird ein sogenanntes Portfolioverfahren entwickelt, mit dem auch informell erworbene Qualifikationen anerkannt und mit Credit Points belohnt werden können. Denn viele Erfahrungen, die durchaus für ein Studium relevant sind, lassen sich bislang noch nicht in ECTS umrechnen. Ein weiterer Weg zur Verbindung von hochschulischer Bildung mit Weiterbildung und Berufserfahrung wird mit sogenannten „Plus-Modulen“ oder „Transfer-Modulen“ geebnet, bei denen die Lerninhalte der Weiterbildung oder betriebsinternen Fortbildung wissenschaftlich reflektiert und mit wissenschaftlichen Methoden aufbereitet oder vertieft werden. Somit ist garantiert, dass sich Wissenschaftliches Arbeiten wie ein roter Faden durch alle Module zieht – eine originäre Aufgabe der Hochschule, unabhängig vom Lernort.

Abseits dieser praktischen Ideen gilt es allerdings auch, eine übergreifende Didaktik für die Vermittlung von Inhalten zu entwickeln - nicht nur inhaltlich, sondern auch organisatorisch. Die Hochschule wird verstärkt auf Lehrbeauftragte aus Sozialunternehmen sowie Weiterbildung setzen, parallel werden HochschullehrerInnen häufiger auch außerhalb des Hörsaals lehren. Der „Lernort Hochschule“ wird somit nicht abgeschafft, sondern punktuell erweitert und näher an die Lebens- und Arbeitsumfelder der Studierenden geholt. Dies ist allerdings nur möglich, wenn das bestehende Blended-Learning-Konzept der Fachhochschule der Diakonie erweitert wird. Bislang gehört zum Alltag der Studierenden ein innovatives Blended-Learning-Konzept, welches im Kern den Wechsel von Präsenz- und Online-Phasen, flankiert durch Selbstlerninhalte und Lerngruppenarbeit vorsieht und gelegentlich auch Praxisphasen berücksichtigt. Die Erweiterung im Sinne einer „Offenen Hochschule“ erweitert dieses erfolgreiche Modell um mehrere Dimensionen: Während alle genannten Blended-Learning-Bestandteile bisher eng an die Hochschule angebunden waren, kommen nun mit der Weiterbildung sowie den Sozialunternehmen zwei weitere Lernorte hinzu. Und diese Lernorte beinhalten Vermittlungsformen, die in der Hochschule noch unbekannt sind - Inhouse-Schulungen, On-the-job-Trainings oder Webinare sind nur drei Beispiele.

Doch wie lassen sich die drei Bildungsträger und ihre jeweils bewährten didaktischen Methoden unter das Dach eines gemeinsamen Studienmodells bringen? Tatsächlich ist es eine besondere Herausforderung, berufsintegrierte Studiengänge in die weiterhin gültige Architektur von Modulen sowie Credit Points zu bringen.

1. Hierfür werden in einem ersten Schritt die Themen und Kompetenzen identifiziert, die im Rahmen des Studiengangs ermittelt werden sollen.
2. Danach wird festgestellt, welcher der drei Partner - also Hochschule, Weiterbildung oder Unternehmen - den betreffenden Inhalt am besten vermitteln kann. So ist z.B.

denkbar, dass ein Modul „Qualitätsmanagement“ sehr gut bei einem Weiterbildungsanbieter angesiedelt wäre, der jahrelange Erfahrung darin hat und zudem DozentInnen beschäftigt, die durch ihre Praxisnähe Aktualität garantieren.

3. Erst nachdem die Themen und Kompetenzen einzelnen Bildungsträgern zugewiesen wurden, erfolgt die Entscheidung für eine konkrete Vermittlungsform, also beispielsweise ein Coaching, ein Online-Modul oder eine Praxisbegleitung. So entsteht Zug um Zug ein Studiengang, der nicht punktuell externe Partner einbindet, sondern auf drei gleich starken Säulen basiert, ohne die das Studiengangsmodell nicht denkbar wäre. Und das beschriebene Modell hat allerbeste Chancen, zu einem Erfolgsmodell zu werden: fast zwei Jahre nach dem Projektstart befindet sich die Curriculumsentwicklung für die berufsbegleitenden Masterstudiengänge „Pfleger“ sowie „Personalmanagement“, den Bachelor-Studiengang „Soziale Arbeit“ sowie den „Kumulativen Bachelor Pflege“ in einem fortgeschrittenen Stadium. In den einzelnen ExpertInnengruppen wurden die Themen für die Studiengänge identifiziert - in den kommenden Monaten müssen nun die Modulhandbücher entwickelt sowie Seminarinhalte vorbereitet werden, stets mit dem besonderen Fokus auf die hohen Anforderungen eines akademischen Curriculums.

Die Studiengänge, die bis zum März 2015 entwickelt werden, dürften allerdings nicht nur wegen ihrer Inhalte und der Arbeitsteilung zwischen Hochschule, Weiterbildung und Sozialunternehmen einen hohen Innovationsgrad erreichen - ein weiterer Vorzug liegt in der Flexibilität für die Teilnehmenden, auf unterschiedlichen Ebenen in das Curriculum ein- und aussteigen zu können. Diese Idee wird beispielsweise beim sogenannten „Kumulativen Bachelor“ deutlich, wo gleich drei Einstiegs- und Ausstiegsmöglichkeiten in die berufliche Pflegebildung mit unterschiedlichen beruflichen Qualifikationsgraden angeboten werden: Die Berufsausbildung kann mit Transfermodulen angereichert werden, um ein wissenschaftliches Zertifikat mit der Wertigkeit eines „kleinen Abschlusses“ zu erhalten - hierfür wird das Modell des „associate degree“ favorisiert, der in den USA als akademischer Grad unterhalb des Bachelors bereits seit Jahrzehnten etabliert ist. Berufstätige können durch den erfolgreichen Abschluss von Plusmodulen ein Zusatzzertifikat „Chronical Care“ erhalten. Beide Leistungen lassen sich auf den späteren Abschluss eines Bachelorstudiums anrechnen.

Damit die beschriebene Durchlässigkeit und der damit verbundene „Aufstieg durch Bildung“ jedoch mehr als eine politische Vision wird, sind in den kommenden Jahren bis zum März 2015 weitere Anstrengungen nötig. Das Projektteam freut sich dabei über Anregungen, Rückmeldungen und Ideen aus dem Kreis der Studierenden, Alumni, FreundInnen und Mitarbeit-innen der Fachhochschule der Diakonie. ■

Miriam Schäfer, Sebastian Wieschowski, Tim Hagemann,
Michael Kriegel

DIALOG

Theologisch-diakonisches Profil in einer pluralen Gesellschaft – Welche Beiträge kann die Fachhochschule der Diakonie leisten?

Die FH der Diakonie kann Orientierung leisten und Werkzeuge an Hand und Hirn geben. Das tut sie aber nicht mit klarer Kante oder klarem Profil, sondern zunächst mit einer Umwertung von Wahrnehmungen und dann auch mit Lehre und Forschung.

1. Ausgangslage

Die Bevölkerung unseres Landes wird immer multikultureller und auch multireligiöser. Auf diese Situation reagieren die einen mit Abschottung, die anderen mit Fundamentalismen, wieder andere versuchen den Dialog, während ein immer größerer Teil sehr individuell diese Tradition oder jenes Motiv zu eigenen patchwork- und bricolage-Mustern verknüpft und zu stark profilierten Positionen, Traditionen und Ausdrucksformen von Kultur in unentschiedener Halbdistanz verbleibt. Das ist Multioptionsgesellschaft im Vollzug. Es gibt Patchwork-Familien und zu konfessionsverschiedenen Familien kommen religionsverschiedene dazu. Menschen wachsen in zwei Religionen auf, fühlen sich möglicherweise beiden zugehörig und verändern beide unter der Hand – ein Phänomen, das uns Theologen zutiefst unheimlich und fremd ist und erst langsam erforscht wird. Unter diesen Bedingungen der Multioptionsgesellschaft wird Leben mehrdimensional riskant und kann schiefgehen. Die Menschen sind auf sich selbst zurückgeworfen und immer auf der Suche nach neuen Anschluss-, Knoten- oder Schnittstellen. Profile nehmen eher in sich multiperspektivische Formen à la Picasso an.

In diesen Strudel schwindenden Vertrauens und fehlender Verlässlichkeit werden auch alle Bindung und Halt gebenden Institutionen mit hineingerissen und unter Druck gesetzt: die Familien, der Nahraum, die alten Halt und Identität versprechenden Institutionen, auch die Kirchen und die Diakonie. Die Kirchen haben ihren Vertrauensvorsprung für die politischen Eliten schon lange (spätestens seit dem 30jährigen Krieg) verspielt, die andere Institutionen folgten, nicht erst jetzt, und der anstehenden Generationenwechsel in Politik und Verwaltung lässt das Vertrauen ineinander nicht wachsen.

2. Leben mit Pluralismus – für den Protestantismus nicht neu

Angesichts dieser Phänomene tut es gut, sich im weiten Feld des Protestantismus auf eigene Ressourcen zu besinnen. Die



wichtigste hier: Der Protestantismus verfügt über jahrhundert alte Erfahrungen und Kompetenzen im Umgang mit Pluralität. Protestantismus gibt es nur im Plural: von lutherisch bis reformiert, von pietistisch bis liberal, von städtisch-selbstbewusst bis ländlich-treu. Verliebt in die jeweils eigene Orthodoxie, die sich schon in geringem Abstand als kultivierter Individualismus zeigt. Was ist das für eine lutherische „Orthodoxie“, in der jeder Dogmatiker seine eigene Dogmatik schreiben muss, weil ihm die der anderen nicht orthodox genug ist? Dieser protestantische Individualismus ist direkte Folge des Gedankens des allgemeinen Priestertums und der Entdeckung der je eigenen Verantwortlichkeit vor Gott.

Wie reagiert der Protestantismus, um mit diesem ihm in der Wurzel mitgegebenen Individualismus – und als unvermeidliche und notwendige Folge – mit seiner Vielfalt umzugehen? Vor allem leistete er dies mit seiner Debatten- und Diskussionskultur, mit seinem synodalen Prinzip: vom Kirchenvorstand vor Ort bis hin zu Kreis-, Landes- und EKD-Synode, auch vom Religionsgespräch (z.B. dem gescheiterten Marburger Religionsgespräch von 1529 zum gemeinsamem Abendmahl) bis hin zur Leuenberger Konkordie von 1973 (wo Abendmahlsgemeinschaft ermöglicht wurde trotz Lehrdifferenzen). Es sind Orte, um Vielfalt zur Sprache zu bringen und mühsam um Entscheidungen zu ringen. Dazu kam die zunächst literarische, dann später die mediale Öffentlichkeit, die man nutzte, um seine Sicht der Dinge bekanntzumachen und zu debattieren.

Die extrem lang- und mühsam verlaufenden ökumenischen Prozesse zeigen trotz aller Verzweiflung an den minimalen Fortschritten, dass alte Organisationen (und die Kirchen sind mit die ältesten bestehenden Organisationen!) eine hohe Selbstbezüglichkeit, sprich: eigene Kulturen ausgebildet haben, die nicht einfach fusionieren können und wollen. Wie nun zeigen sich Reflexe dieser Entwicklungen in der Diakonie?

>>>



Foto: © fotolia.com

3. Diakonie im Pluralismus heute

Die Unternehmerpersönlichkeiten aus der Gründungszeit der Diakonie im 19. Jahrhundert, wie z.B. Bodelschwingh oder Wichern, sind in dieser Perspektive selbst Prototypen eines protestantischen Individualismus. Sie gingen bewusst den Weg aus der Landeskirche hinaus, gründeten Vereine und Stiftungen, nutzten alle Wege, Methoden und Medien, um ihre jeweils eigene Sicht der Dinge zu verwirklichen und voranzubringen. Von eifrig geschriebenen, gedruckten und in alle Welt gesandten Newslettern, von Reisen und Netzknüpfungen bis hin zum Zentralausschuss der Inneren Mission sind dies allesamt typisch protestantische und typisch neuzeitliche Wege und Methoden, obwohl die Diakonie in ihren ersten Jahrzehnten überwiegend aus einem bestimmten protestantischen Milieu, dem der Erweckungsbewegung, stammte. Das sah unter dem Regiment dieser Patriarchen und Matriarchinnen nicht nach Pluralität, sondern nach strammer Konformität und Einheitlichkeit aus. Im Modell des patri-/matriarchal-autoritär geführten „Hauses“, des Mutter- wie des Bruderhauses und der Hausfamilie diakonischer Hauseltern mit den ihnen anvertrauten eigenen und fremden „Kindern“ oder „Behinderten“ oder „Alten“ verstärkte sich dieser Eindruck zunächst.

Heute versuchen Leitbilder den Spagat, einerseits nach außen und innen als einheitliche und handlungsfähige Organisation zu erscheinen, andererseits sind die Leitbilder selber wieder so allgemein, so im Fluss oder so interpretationsfähig und – bedürftig, dass sie selber pluralitätsfördernd sind.

Unter diesen Bedingungen sollten Leitbilder, Markenkerne und Profile in der Diakonie Vielfalt mutig benennen, eröffnen und ggf. begrenzen. Ein Kriterium ihrer Qualität besteht in der ebenso fachlich wie theologisch begründeten wie menschlich-alltäglichen gelungenen Achtung von Vielfalt und Individualität. D.h. konkret, dass sie Differenzen, Spannungen und Varianten aushalten, tragen und damit moderierend umgehen kann. Sie schätzt Vielfalt, weil sie Individualität schätzt. Das ist mehr als Toleranz (Ertragen des schwer Erträglichen), mehr als Wertschätzung (die vom Begriff her schon wieder ökonomisch argumentiert), sondern Eröffnung eines Raumes, in dem sich Vielfalt zeigen und zueinander in ein befrucht-

tendes Verhältnis setzen kann, ohne bleibende Differenzen vertuschen zu müssen, und wo es auch einen offenen bis offensiven Umgang mit dem Nichttolerablen gibt.

Dasselbe noch einmal anders ansetzend formuliert: Seit Jahrzehnten gibt es Kindertheologie, Jugendlichentheologie, Frauen-theologie, Alltagstheologie usw. – es wird mit ziemlicher Sicherheit auch eine Theologie der Diakonischen Mitarbeitenden geben! Und zwar unverkürzbar individuell. Nicht nur die leitenden, nein jeder Mitarbeiter hat seine eigene Theologie! Sie ist, sie kann nicht begrenzt werden auf Vorsteher/innen und DiakonInnen.

Zwei Pole wiederum umgrenzen das Feld: Wo sind die Grenzen dieser Vielfalt, damit ein Unternehmen als Unternehmen erkennbar- und handlungsfähig bleibt? Wo wird sie dringend real erlebbar benötigt, damit diakonische Dienstleistungen (besser: Dienste) nicht um ihre personale, religiöse oder spirituelle Dimension, die notwendig individuell-persönlich ist, gebracht werden?

4. Handlungsoptionen einer FH der Diakonie

Die FH der Diakonie sucht erstens nach pluralismusoffenen Begründungen für diakonisches Handeln. Der alte Begriff der Barmherzigkeit wie die Traditionen von Bibel und Koran zum Almosen verbinden uns mit Judentum und Islam und deren Begründungen sozialen Handelns. Selbst konstitutive Begriffe wie Nächstenliebe, Solidarität und Gerechtigkeit sind nicht mehr als unverwechselbares Proprium des diakonischen (und nur des diakonischen) Handelns zu identifizieren – die Marketingfachleute nennen das ein „Alleinstellungsmerkmal“. Es ist klar, dass all dies konstitutiv für diakonisches Handeln ist, aber es wäre vermessen zu behaupten, es sei dies ein Proprium oder Alleinstellungsmerkmal, das niemand anderem zukäme bzw. zu dem ein Nichtchrist nicht in der Lage sein könne.

Das führt zu einer weiteren wichtigen These: Die Suche nach dem Konstitutiven ist vielversprechender als die nach dem unverwechselbar und niemand anderem Eigenen und Unverwechselbaren (Proprium) oder dem leicht erkenn- und unterscheidbaren Profil. Das Konstitutive besteht nicht in Dingen, die andere nicht haben oder vorweisen können, sondern hält lediglich fest, dass dies für einen selber bzw. für die eigene Institution oder Organisation unverzichtbar, notwendig, eben: konstitutiv ist. Das Proprium bestünde dann eher in der Verlässlichkeit des Gegebenseins bzw. in der Kombination dessen, was andere in dieser Kombination nicht haben. Oder in der prinzipiellen Pluralismusfreundlichkeit des Protestantismus, seiner Offenheit für neue Positionen, die mit seinem theologisch tiefgründig verankerten Individualismus zu tun haben – der aber selber zu einem sozialen Größe, ja Teil unserer Kultur geworden ist, aber qua Individualismus nur schwer gemeinsam zu pflegen/kultivieren ist.

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Geschichten, die zeigen, wie pluralismusfreundlich sogar Grundtexte der Bibel sind, wenn man sie denn sprechen lässt. Sie prüft und

entwickelt zweitens Konzepte des Umgangs mit Pluralismus bzw. widersprüchlichen Positionen weiter, seien es Konzepte kultur- bzw. religionssensibler Pflege, der Grundinformation über die Bedeutung und Funktion von Religion in der Diakonie („DiakonieCare“), der Methoden nicht willkürlicher, sondern rational abgewogener ethischer Urteilsbildung unter gegebenen widersprüchlichen Interessen, Normen, Werten (z.B. bei Ethikkomitees nicht mehr nur in Krankenhäusern). Das Konzept der „Dienstgemeinschaft mit Anderen“, das die Diakonie in Hessen und Nassau vorgelegt hat, ist hier von besonderem Interesse, um den Spielraum, den die Loyalitätsrichtlinie der EKD geschaffen hat, nicht restriktiv auszulegen, sondern konstruktiv auszugestalten.

Das führt drittens dazu, dass wir anders zwischen ethischer und religiöser Kommunikation unterscheiden müssen. Ethische Kommunikation muss irgendwann zu irgendeiner Entscheidung angesichts widersprüchlicher Interessen und Bedingungen kommen. Hier geht es auch um die hohe Schule tragfähiger Kompromisse bzw. im Ernstfall auch um klare Standpunkte angesichts offensichtlich widersprüchlicher Optionen, Bewertungs- und Vorzuglichkeitskriterien.

Im Unterschied dazu bleibt religiöse Kommunikation im engeren Sinne notwendig und unreduzierbar plural. Jede/r hat sein eigenes Gottesverhältnis. Spiritualität ist sehr individuell, nicht unbedingt amtskirchlich orientiert, aber vorhanden und wirksam. Rituale kann man nicht zusammenlegen. Gebete richten sich entweder an den einen oder den anderen Gott (auch

wenn beide möglicherweise trotz unterschiedlicher Namen dieselben sein mögen, was wir Menschen aber nicht so leicht entscheiden können). Hier sind Fusionen unsinnig, wohl aber können sich die Beteiligten in ihren Ritualen und Gottesdiensten gegenseitig Gastfreundschaft gewähren und einander als Gäste zu den jeweils eigenen Feiern einladen. Oder die Zivilgesellschaft wird Gastgeber und gibt der heterogenen Geistlichkeit einen bescheidenen Raum. Für diese Art der religiösen, pluralismuseröffnenden Kommunikation braucht es allerdings neue Räume und Zeiten und Übung. Anfänge sind gemacht, aber noch viel liegt vor uns.

Das führt schließlich viertens dazu, dass wir am Begriff des diakonischen Unternehmens arbeiten und ihn zu dem einer „Hybridorganisation“ weiter entwickeln müssen, der Merkmale mehrerer Sphären wie Wirtschaft, Politik, Kirche, sozialer Nahraum (Haas, Hauschildt) umfasst. Diese Hybridisierung zeigt sich bei jeder ernst gemeinten Gemeinwesenorientierung, wenn bewusst wird, dass sich Menschen in diakonischen Unternehmen nicht nur in den drei Rollen als Vorgesetzte, Untergebene und Kunde begegnen, sondern gleichzeitig auch als Fachkraft und Laie, als Bruder und Schwester, als Mitbürgerin oder Mitmensch, über alle sonst bestehenden Grenzen hinweg. Das alles geschieht auf vielen Ebenen und in vielen Modulen unserer Hochschule. Wir leben Pluralität. Die Herkunftsreligion der Studierenden ist uns egal, aber nicht, ob sie Interesse an diesen Fragen haben! ■

Thomas Zippert

■ WISSENSCHAFT

„Wohin... mit den Diakon_Innen?“ – Innen- und Außenansichten der Doppelten Qualifikation

► **Fachtagung der Konferenz der Ausbildungsleiterinnen und -leiter Diakonenbildung (KAL) am 29.-30.5.2013 in Bielefeld-Bethel (Hotel Lindenhof). Seit über 40 Jahren ist es selbstverständlich, dass Diakone und Diakoninnen eine doppelte Qualifikation haben: einen Sozial- oder Pflegeberuf und eine diakonisch-theologische Qualifikation, zunächst auf Fachschul-, inzwischen fast flächendeckend auf Fachhochschulebene.**

Die sog. „Doppelte Qualifikation“ fand Eingang in die Ausbildungen und Kirchengesetze über Diakone in den 70er Jahren als Reaktion auf die Normierung staatlich anerkannter Sozial- und Pflegeberufe samt Etablierung der dazugehörigen Fach- und Fachhochschulen. Das hatte zur Folge, dass ursprünglich einheitliche Ausbildungen von Diakonen um ihre sozial- und pflegeberuflichen Anteile gebracht, den diakonisch-theologischen „Rest“ zu einer eigenen theologisch-diakonischen Qualifikation umbauen mussten. Die Refinanzierungsbedingungen sozialer und pflegerischer Arbeit (Fachkraftquoten) erforderten

das ebenso wie weitsichtige berufsbiografische Planungen. Erstaunlicherweise gab es anlässlich dieser Änderung des Ausbildungs- und Berufsprofils wenige Begründungs- und Konzeptionsansätze und noch weniger Entfaltungen eines Selbstverständnisses aus der Binnenperspektive derer, die eine solche doppelte Qualifikation durchlaufen und im Laufe ihres Berufslebens einen Umgang damit gefunden bzw. vielleicht sogar ein Selbstverständnis entwickelt haben müssten. Dazu gibt es wenig bis keine Literatur.

>>

Um dem abzuweichen, hat der Verband der Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland (VEDD) zu einer Schreibwerkstatt aufgerufen und DiakonInnen gebeten, egal in welcher Form und Gattung, etwas zu ihrem Verständnis der doppelten Qualifikation zu schreiben. Diese Texte wurden auf dieser Tagung erstmals von Thomas Zippert vorgestellt und analysiert. Parallel dazu systematisierte Annette Noller (EH Ludwigsburg) Selbstaussagen von DiakonInnen, die aus Projekttagbüchern des württembergischen Projekts „Diakonats – neu gedacht, neu gelebt“ stammten. Um diese beiden Vorträge herum referierte Stephanie Dietrich (Diakonhjemmet University College Oslo) über „Europäische Perspektiven zum Diakonats in Europa und Skandinavien Kirchen“ und machte deutlich, welche anderen Stellenwert DiakonInnen insbesondere in den Kirchen Skandinaviens haben. Hans-Gerd Daubertshäuser (Mitglied der Geschäftsführung Bethel regional) stellte Überlegungen dazu an, welche Formen des diakonischen Selbstverständnisses ein diakonischer Anstellungsträger attraktiv oder abschreckend findet. Der frühere Kasseler Ausbildungsdezernent Frithard Scholz stellte in Thesen zum Berufsethos von DiakonInnen Parallelen zum katholischen Modell der Arbeiterpriester her. Und Eberhard Hauschildt (Universität Bonn) arbeitete heraus, welche

zum Teil selbstwidersprüchlichen Konsequenzen die hybride Struktur von Kirche und Diakonie (Organisation – Institution – Gruppe/Bewegung) für die mögliche Ausprägung unterschiedlicher diakonischer Selbstverständnisse hat.

Am Rande führten die beiden Nazarethdiakone Walter Spratte und Wolfgang Roos-Pfeiffer in manche Abgründe der Geschichte des Diakonenamtes und insbesondere des örtlichen Verhältnisses von Diakonenbruder- und Diakonissenschwesternschaft.

Studierende, Verbandsvertreter und weitere Fachleute beobachteten diese Tagung. Eine Dokumentation ist geplant. ■

Thomas Zippert

Lit.: VEDD (Hg.), Das „Eigenthümliche“ des Diakon/-in-Seins - Binnenansicht der „doppelten Qualifikation (Impuls II/2012 – HYPERLINK „<http://www.vedd.de>“www.vedd.de)

Annette Noller, Ellen Eidt, Heinz Schmidt (Hrsg.) Diakonats - theologische und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf ein kirchliches Amt [Diakonats - Theoriekonzept und Praxisentwicklung, Bd. 3], Stuttgart 2012

■ WISSENSCHAFT

Erste Bundeskonferenz zur forensisch-psychiatrischen Pflege

„Pflege-Antennen“ für Krisen und Therapieerfolge

Die Pflege gewinnt im forensisch-psychiatrischen Bereich zunehmend an Bedeutung. „Ohne die Pflege ist der Maßregelvollzug nicht denkbar“, unterstrich der Direktor des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL), Dr. Wolfgang Kirsch, Anfang Juli in Bielefeld-Bethel. Die erste Bundeskonferenz zur forensisch-psychiatrischen Pflege hatte die Fachhochschule der Diakonie gemeinsam mit dem LWL ausgerichtet.

Rund 160 Forensik-Experten und Pflegewissenschaftler/-innen aus ganz Deutschland diskutierten bei der zweitägigen Veranstaltung im Assapheum den aktuellen Stand und künftige Herausforderungen. Zu den Referenten und Teilnehmenden gehörten auch Gäste aus Kanada und Großbritannien.

Durch ihren alltäglichen engen Kontakt zu den Patienten würden die Mitarbeitenden in der Pflege am ehesten deren individuelle Situation und Therapieerfolge erkennen, ist Dr. Wolfgang Kirsch überzeugt. Die Pflege leiste zudem einen wichtigen Beitrag zur Resozialisierung psychisch kranker Rechtsbrecher.

Fünf neue forensische Kliniken mit jeweils 150 Plätzen sollen noch in Ostwestfalen-Lippe entstehen, informierte Dr. Wolfgang Kirsch; davon alleine zwei bis drei in Westfalen-Lippe und „wahrscheinlich mit dem LWL als Träger“. Dadurch würde der Bedarf an Mitarbeitenden in diesem Bereich steigen. „Wir brauchen Berufsbilder im Pflegebereich, die stärker differenziert sind, und dafür benötigen wir wissen-



Foto: Paul Schulz / Bethel

Über die wachsende Bedeutung der forensischen Pflege referierten (v. l.) LWL-Maßregelvollzugsdezernent Tilmann Hollweg, Dr. Wolfgang Kirsch, Uwe Dönisch-Seidel, FH-Prorektorin Prof. Dr. Hilke Bertelsmann, Prof. Dr. Günther Wienberg und Prof. Dr. Michael Schulz.

schaftliche Hilfe“, so der LWL-Direktor. Darum freue er sich, dass die Fachhochschule der Diakonie erstmals in Deutschland den Schwerpunkt „Forensische Pflege“ in einer akademischen Ausbildung anbiete.

Im Rahmen des Studiengangs „Psychische Gesundheit/Psychiatrie“ können sich Studierende mit dem neuen Modul spezialisieren. „Die Forensik als Teilbereich der psychiatrischen Versorgung wächst, die Bettenzahl steigt deutlich. Gleichzeitig gibt es aber ein Defizit an entsprechend qualifizierten Fachkräften in der forensischen Pflege“, bestätigte auch Tagungsorganisator und Studiengangsleiter Prof. Dr. Michael Schulz. Der berufsbegleitende Bachelor-Studiengang richtet sich unter anderem an Gesundheits- und Krankenpfleger, Altenpflegepersonal und Erzieher, Heilerziehungspfleger und Ergotherapeuten. Eine Aufnahme ist auch ohne Abitur möglich.

Der NRW-Landesbeauftragte für den Maßregelvollzug, Uwe Dönisch-Seidel, betonte die besondere Bedeutung der Pflege für den Sicherheitsaspekt. „Wir alle wissen, dass Sicherheit vor allem durch Beziehungsgestaltung gewährleistet wird. Und

die Stärke der Pflegekräfte besteht vor allem in dem engen Kontakt zu den Patienten. Durch ihre Beobachtungen können sie am ehesten erkennen, ob sich Krisen oder Konflikte anbahnen“, sagte er.

Zum Thema Sicherheit nahm auch Bethel-Vorstandsmitglied Prof. Dr. Günther Wienberg Stellung. Er wies darauf hin, dass eine „übersteigerte Sicherheitsorientierung“ von Politik, medialer Öffentlichkeit, Aufsichtsbehörden, Gerichten und Gutachtern dafür verantwortlich sei, dass die Zahl der Patienten im Maßregelvollzug „explodiert“ sei, während sich die Plätze in der psychiatrischen Regelversorgung in den vergangenen 25 Jahren „grob halbiert“ hätten. ■

Gunnar Kreutner

Quelle DER RING

Meet the Experts mit Phil Barker



Foto: Paul Schulz / Bethel

Prof. Dr. Michael Schulz (li.) freut sich über den Besuch des schottischen Pflegewissenschaftlers Prof. Dr. Phil Barker (re.) und seiner Frau Poppy Buchanan-Barker

Phil Barker gilt als einer der großen Vordenker in der Psychiatrischen Pflege. Gemeinsam mit seiner Frau Poppy Buchanan-Barker hat er am 15. Und 16. April dieses Jahres die FH der Diakonie für einen Vortrag und einen Workshop besucht.

Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Lehrstuhl Psychiatrische Pflege der FH der Diakonie und der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Bethel (Evangelisches Krankenhaus Bielefeld) statt.

Gegenstand der Veranstaltung war das Gezeitenmodell, welches im Zusammenhang mit Recovery einen wertvollen Kompass für die Arbeit in unterschiedlichsten psychiatrischen Settings darstellt.

In Zusammenarbeit mit Phil Barker, Gianfranco Zuaboni aus Zürich, Christian Burr (Bern) und Prof. Dr. Michael Schulz von der FH der Diakonie konnte nun endlich die deutsche Ausgabe des Gezeitenmodell vorgelegt werden. ■

Michael Schulz

WISSENSCHAFT

100 Jahre Gilead: „Tag der Pflege“

NRW-Gesundheitsministerin trifft Pflegeexperten

Die zwischenmenschliche Qualität der Pflege leide heute in hohem Maß unter den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Dies kritisierte Barbara Steffens, Landesministerin für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter, bei einem Fachtag im Juni in Bielefeld-Bethel. Obwohl in Deutschland erhebliche finanzielle Mittel bereitstünden, würden diese nicht oder nur unzureichend zur Refinanzierung pflegerischer Arbeit eingesetzt. Darunter, betonte die Ministerin, litten nicht nur die zu Pflegenden, sondern auch die Menschen, die sich bewusst für diesen Beruf entschieden hätten.



Foto: Paul Schulz / Bethel

Für eine gute Pflege setzen sich ein (v. l.) EvKB-Geschäftsführer Dr. Rainer Norden, Pflegedirektor Christoph Schmidt, Barbara Steffens, Bethels Vorstandsvorsitzender Pastor Ulrich Pohl, Schwester Liliane Juchli, Pastor Reinhold Balzer, theologischer Direktor im EvKB, und Pflegedirektorin Susanne Karrer.



Foto: Paul Schulz / Bethel

Ganzheitliches Leben, ganzheitliche Pflege:
Schwester Liliane Juchli.

Beim „Tag der Pflege“ des Ev. Krankenhauses Bielefeld befassten sich Experten mit den Entwicklungen der Pflege in Deutschland. Die international besetzte Veranstaltung im Assapheum fand im Rahmen des Jubiläumsjahres „100 Jahre Gilead“ statt. Unter der Überschrift „Pflegefall Pflege“ bezog NRW-Ministerin Barbara Steffens Stellung zur aktuellen Situation: „Was früher im Zentrum der Gesundheitsfürsorge stand, ist heute in den Hintergrund geraten“, bemängelte die Politikerin und forderte ein gesellschaftliches Umdenken. Pflege müsse anerkannt werden als zur Heilung notwendige menschliche Zuwendung, nicht nur als „minutengenaues Verrichten von Dingen“. Der viel zitierte Kostendruck dürfe nicht immer als unabänderliche Begründung schwieriger Arbeitsbedingungen herangezogen werden: „In Deutschland gibt es unglaubliche finanzielle Ressourcen.“ Allerdings seien gute Rahmenbedingungen nicht nur eine Frage des Geldes, sondern auch der gesellschaftlichen Wertschätzung.

Mit Nachdruck machte Barbara Steffens auf die Herausforderung des demografischen Wandels aufmerksam: Angesichts der alternden Gesellschaft in Deutschland werden auch Patienten und Patientinnen zunehmend älter, kränker und damit auch pflegeintensiver. Die Ministerin verwies auf Prognosen,



Foto: Paul Schulz / Bethel

Forderte gesellschaftliche Wertschätzung der Pflege:
Ministerin Barbara Steffens.

nach denen bereits 2020 rund 24.000 Fachkräfte im Land fehlen werden. Daher müsse vor allem die Ausbildungssituation verbessert werden, aber auch eine faire Entlohnung und bessere Anerkennung der Pflegeberufe seien dringend notwendig.

Neben NRW-Gesundheitsministerin Steffens beteiligte sich auch die bekannte Schweizer Pflegeexpertin und Autorin Liliane Juchli an dem Fachtag. Unter dem Leitsatz „Ich pflege als die, die ich bin“ plädierte die Ordensschwester für eine Auffassung des Pflegeberufs, die von einer ganzheitlichen und vor allem menschlichen Herangehensweise geprägt ist. Liliane Juchli hat sich als Verfasserin eines Pflege-Standardwerks einen Namen gemacht, das seit 40 Jahren eines der wichtigen Lehrbücher in der Pflege ist. Schon vor ihrem Beitrag sicherten viele ein Autogramm in „ihrem Juchli“.

In ihrem Vortrag „Entdeckung auf dem Weg des spirituellen Lebens“ sprach Schwester Liliane Juchli über geistige Erfahrungen zwischen Mensch und Gott. „Spiritualität gehört zum ganzheitlichen Leben und somit auch zur ganzheitlichen Pflege“, stellte sie fest und fügte hinzu: „Nicht als Zugabe, sondern als fester Bestandteil.“ Bei pflegerischen Tätigkei-

ten müssten die Mitarbeitenden ihre eigene Persönlichkeit einbringen. Darüber hinaus sei in der Begleitung von kranken Menschen immer zu bedenken, dass nicht nur ausschlaggebend sei, was man tue, sondern auch, wie man es tue. Voraussetzung für den ganzheitlichen Pflegeansatz sei, nicht nur anderen mit Respekt und Achtung zu begegnen, sondern auch sich selbst.

Der Erhalt der „Aufbruchsstimmung“ sei eine Herausforderung der Pflegearbeit, stellte die Ordensschwester fest. „Die Liebe zum Menschen ist der Hauptantrieb vieler junger Menschen.“ Doch trotz anfänglich starker Motivation sei die Gefahr gegeben, irgendwann „nur noch zu funktionieren“. Hier seien anspornende Vorbilder Gold wert. „Was wir brauchen“, resümierte Liliane Juchli vor einem begeisterten Auditorium, „ist Leidenschaft in der Pflege.“

Susanne Herzog, Pflegeexpertin im EvKB, und Prof. Dr. Doris Tacke von der Fachhochschule der Diakonie zeigten den selbst produzierten Film „Wir Pflegenden in Gilead“. Rund eine Stunde lang kamen elf aktive und ehemalige Pflegekräfte zu Wort, die von ihren Erfahrungen berichteten, ihre Motivation erklärten oder Wünsche für die Zukunft äußerten.

Aus einer Bestandsaufnahme der aktuellen Situation im Gesundheitswesen leitete Prof. Dr. Christel Bienstein „Zukünftige Möglichkeiten, Aufgaben und Herausforderungen für die Pflege“ ab.

In ihrem Beitrag präsentierte die Pflegewissenschaftlerin der Universität Witten/Herdecke eindrucksvolle Zahlen: So werden in Deutschland jährlich 15 Millionen Menschen stationär operiert – statistisch jeder Fünfte. Im Vergleich: In den Niederlanden beträgt diese Quote nur rund 7 Prozent. Durch diese und ähnliche Entwicklungen im medizinischen Bereich sowie durch den rapiden Anstieg chronischer Erkrankungen sehe sich die Pflege mit gewaltigen Aufgaben konfrontiert. Auch deshalb forderte Prof. Bienstein die Teilnehmenden des Fachtags auf, sich im politischen Diskurs einzubringen, etwa in kommunalen Gremien.

Auch ganz konkrete Empfehlungen hatte die Pflegeexpertin parat: „Jede Stationsleitung sollte sich mit Visitenkarte bei jedem neuen Patienten vorstellen und deutlich machen: Ich bin hier verantwortlich, hier können Sie mich erreichen.“ Als problematisch betrachtet sie den Umstand, dass „viele Pflegenden sehr traditionsverhaftet“ seien. In diesem Punkt wünscht sie sich mehr Offenheit. Beim abschließenden „Blick in die Glaskugel“ prognostizierte die Wissenschaftlerin: „Es wird in wenigen Jahren Pflegestützpunkte bei den Discountern geben.“ Dies sei nichts Schlechtes: „Dort sind sie gut aufgehoben!“ ■

Robert Burg

Quelle DER RING



Foto: Paul Schulz / Bethel

100 Jahre Gilead: Der Pflege-Fachtag fand im Rahmen des Krankenhaus-Jubiläums statt



Pastor Bernward Wolf (l.), Astrid Giebel und Bischof Professor Dr. Wolfgang Huber referierten bei dem gut besuchten Fachtag.

WISSENSCHAFT

Fachtag in Bethel: „Orientierung stiften“ Kernkompetenz in einer komplexen Lebens- und Arbeitswelt

Fachliche Kompetenz sei einer der Werte, der die Diakonie auszeichne, betonte Prof. Dr. Wolfgang Huber. Der ehemalige Ratsvorsitzende der Ev. Kirche in Deutschland war Anfang Juni Referent bei der Tagung „Orientierung stiften“ in Bielefeld-Bethel. Dass Fachlichkeit oft in Abgrenzung zu der christlichen Grundhaltung der Nächstenliebe betrachtet würde, sei ihm unverständlich, so der Theologe. „Das sind doch keine Elemente von verschiedenen Ufern, im Gegenteil: Wie soll in der Diakonie Fachlichkeit ohne Nächstenliebe entstehen?“

Altbischof Huber wählte für seinen Beitrag das Thema „Herausforderungen unserer Zeit – Werte als Kompass“. Gerade im Sozial- und Gesundheitswesen spiele die berufliche Tätigkeit eine wichtige, Orientierung stiftende Rolle: „Die Arbeit muss so beschaffen sein, dass man sich damit identifizieren kann“, stellte der Theologe fest. Doch oftmals erlebten Mitarbeitende, dass sie ihren eigenen Ansprüchen nicht gerecht werden könnten, weil wirtschaftliche Rahmenbedingungen ihren Handlungsspielraum wesentlich einengten. Als ein grundlegendes Problem bezeichnete Wolfgang Huber den Umstand, dass „die Pflegestufen nicht nach persönlichen, sondern falltypischen Merkmalen festgelegt werden“. In seinem Fazit plädierte er dafür, dass nicht Werte, sondern die menschliche Würde als Kompass des Handelns herangezogen werden solle.

Neben Prof. Huber meldeten sich zahlreiche fachkundige Redner wie Prof. Dr. Martin Sauer und Prof. Dr. Tim Hagemann von der Fachhochschule der Diakonie im Betheler Assapheum zu Wort. In stetem Wortwechsel loteten der ehemalige Rektor der Fachhochschule und der Experte für Arbeits-, Organisations- und Gesundheitspsychologie die Bedeutung von „Orientierung“ für leitende Mitarbeiter aus.

Eine gemeinsame Vision von Mitarbeitern und Leitung, unterstrich Prof. Sauer, schaffe Orientierung. Er forderte: „Die Leitenden müssen Ziele entwickeln, die begeistern und motivieren.“ Prof. Hagemann bestätigte seinen Co-Referenten und warnte: „Ist das Ziel nicht sichtbar, entstehen diffuse Ängste. Und Angst schränkt das Denken ein und verursacht einen Tunnelblick. In der Folge fehlen Ideen für positive Veränderungen.“ An die Adresse leitender Mitarbeiter empfahl er, den Austausch zwischen verschiedenen Einrichtungen, aber auch mit anderen Unternehmen zu fördern.

Eingeladen hatte die Fachhochschule der Diakonie mit Sitz in Bielefeld-Bethel gemeinsam mit zahlreichen weiteren Partnern. 130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren aus ganz Deutschland angereist, um Erfolgsstrategien für eine Zeit zu diskutieren, in der der Sozial- und Gesundheitsbereich von gravierenden Umbrüchen geprägt ist. ■

Robert Burg

Quelle DER RING



Foto: Reinhard Elbracht / Bethel

Vortrag als Dialog: Prof. Dr. Martin Sauer (l.) und Prof. Dr. Tim Hagemann.

Hospitation in Boston



Foto: Regine Kuck

Skyline von Boston mit Charles River

Im Mai 2013 hospitierte ich im Rahmen meines Studiums Psychische Gesundheit/ Psychiatrische Pflege in vier Einrichtungen in Boston, die in einer recoveryorientierten Weise mit Menschen mit psychiatrischen Erkrankungen arbeiten.

Im Zentrum der Hospitation stand das Recoverykonzept. Der Begriff Recovery heißt ins Deutsche übersetzt Genesung und bedeutet, dass Menschen, die seelische Krisen erlebt haben, über ihre Erkrankung hinauswachsen können und einen neuen Sinn oder eine neue Aufgabe in ihrem Leben finden (auch wenn weiterhin Symptome vorhanden sein können). Um diesem Konzept nachzugehen, reiste ich für vier Wochen in die Keimzelle der Recoverybewegung. Viele hochrangige Persönlichkeiten aus Boston beschäftigten sich bereits seit zwanzig Jahren mit dem Thema.

Initial verbrachte ich fünf Tage beim gemeinnützigen Dienstleistungsunternehmen „The Alternatives Unlimited“, die aktuell 2000 Menschen mit psychischen Erkrankungen und Entwicklungsstörungen betreuen. Ich konnte verschiedene Wohngruppen für psychisch erkrankte Menschen kennenlernen. Zudem sah ich ein „Adult Family Care“-Programm, was mit einer hiesigen Familienpflege vergleichbar ist. Ein weiteres Angebot ist es, Menschen in ihren eigenen Wohnungen zu betreuen. Übergeordnetes Ziel ist es, die Menschen wieder in die Gesellschaft zu integrieren, ihnen zu helfen reale Jobs, Wohnungen und Freundschaften zu finden, sie aufrechterhalten und pflegen zu können. Zudem werden sie unterstützt, ihre allgemeine Gesundheit zu verbessern. Dazu werden mit den Menschen individuelle Recoverypläne erarbeitet, in denen ihre Talente und Stärken hervorgehoben und genutzt und ihre „Schwächen“ ausgeglichen werden. Als Highlight durfte ich im Zentrum

für psychiatrische Rehabilitation der Universität Boston zwei bedeutende Persönlichkeiten der Recoveryforschung treffen – Kim Mueser und Marianne Farkas. Kim Mueser entwickelte ein Manual, das die Betroffenen auf ihrer persönlichen Recoveryreise unterstützen und leiten soll. Dieses wurde bereits in zwanzig Sprachen übersetzt, und die Wirksamkeit wurde durch zahlreiche Studien belegt. Marianne Farkas beschäftigt sich mit der Frage, wie das Recoverykonzept in Institutionen implementiert werden kann und professionelle Helfer die Betroffenen auf ihrer Recoveryreise unterstützen können. Durch den intensiven Austausch mit Herrn Mueser und Frau Farkas konnten wertvolle Hinweise gesammelt werden, um die Erkenntnisse nach Deutschland übertragen zu können. Innerhalb des Zentrums für Psychiatrische Rehabilitation existiert unter der Leitung von Dori Hutchinson das Recovery Education Center. Betroffene Menschen können hier Kurse belegen, die ihrer Genesung und dem persönlichen Wohlbefinden dienen. Ich hatte die Möglichkeit, eine Woche lang als Teilnehmerin die Kurse gemeinsam mit den Psychiatrie-Erfahrenen zu belegen. Alle diese Kurse dienen dazu, die Menschen darauf vorzubereiten, ihre jeweiligen Rollen in der Gesellschaft trotz ihrer einschneidenden Erfahrungen durch die seelischen Krisen wieder wahrnehmen zu können.

Eine weitere Station der Hospitation war der eintägige Besuch der Metro Suburban Recovery Learning Community. Darunter versteht man ein Zentrum, das von Menschen mit der Erfahrung einer seelischen Krise geleitet und organisiert



Regine Kuck aus dem Studiengang Psychische Gesundheit / Psychiatrische Pflege absolvierte mit Hilfe der Robert-Bosch-Stiftung einen vierwöchigen Auslandsaufenthalt in Boston (USA)

wird und somit nur „Experten durch Erfahrung“ und keine „Experten durch Ausbildung“ dort beschäftigt sind. Das Zentrum dient als Ort, in dem eine Tagesstruktur eingeübt werden kann und die Menschen die Möglichkeit haben, von anderen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, zu lernen und beraten zu werden. Des Weiteren bieten die Peers dort ein großes Repertoire an Kursen an, die der eigenen Genesung dienen. Darunter sind Edukationsgruppen zu finden, „Peer Support Groups“ und Gedicht-Kurse, in denen die Besucher ihre Erfahrungen in einer kreativen Weise verarbeiten und gleichzeitig etwas über Poesie lernen. Zudem gab es während meines Besuchs eine Parallelveranstaltung mit einem speziellen Bewerbungstraining für Menschen mit psychischen Störungen, bei dem sich zusätzlich Arbeitgeber vorstellten, die gute Erfahrungen mit Arbeitnehmern mit psychischen Erkrankungen gemacht haben. Auffällig waren der aufmerksame Umgang der Teilnehmer untereinander und die differenzierte, kritische Diskussion über die Möglichkeiten zu genesen.

Abschließend erfolgte eine Hospitation beim „Transformation Center“. Auch dies ist eine peergeleitete Organisation, die erstens Einrichtungen berät, wie eine recoveryorientierte Dienstleistung gestaltet werden kann, zweitens zuständig für die Ausbildung zum „Certified Peer Supporter“ in Massachusetts (vergleichbar mit dem europäischen Ex-In) ist und drittens Menschen, denen aufgrund einer Besonderheit der Zugang zu geeigneten Hilfen erschwert ist, unterstützt.

Sie kümmern sich besonders um junge, spanischsprachige, afroamerikanische und/oder gehörlose Menschen mit seelischen Krisen.

Die Hospitation hat zeigen können, dass viele Menschen mit seelischen Krisen beschreiben, dass für sie Recovery möglich ist und sie mit Hilfe der oben beschriebenen Einrichtungen wesentliche Schritte machen konnten, um trotz ihrer Erkrankung einen neuen Sinn in ihrem Leben zu definieren. Dabei war besonders der Austausch mit den Betroffenen über ihre Einstellungen und Erfahrungen über Recovery hilfreich. Zudem ist vor Ort deutlich geworden, dass die Integration von Peers in die psychiatrische Arbeit ein wichtiger Faktor ist. Der Betroffene wird zum Experten für seine Erkrankung und Lebensgeschichte – zum Experten durch Erfahrung – und die professionellen Helfer zu Begleitern auf dem Genesungsweg als Experten durch Ausbildung. Ein weiterer wichtiger Aspekt in Bezug auf Recovery ist die Hoffnung. Es wurde deutlich, dass jede Veränderung nur mit Hoffnung gelingt und es manchmal eine Person braucht, die stellvertretend die Hoffnung übernimmt.

Begleitend zur Hospitation habe ich ein Internetblog geschrieben, das unter www.recovery-blog.fh-diakonie.de zu finden ist. ■

Regine Kuck



Foto: FH-D / Michael Schulz

Prof. Dr. Hilke Bertelsmann und Studierende der SEKUMO-Universität in Tansania

INTERNATIONAL

Hilke Bertelsmann und Michael Schulz statten der SEKUMO Universität in Tansania einen Lehrbesuch ab.

Auf Einladung der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) und Entsendung der FH der Diakonie verbrachten die beiden Hochschullehrer im Februar zwei Wochen in den tansanischen Usambarabergen.

Grund für den Ausflug war der dortige Start eines Studiengangs zur Ausbildung von Experten in der Psychiatrischen Versorgung. Der Bedarf an Experten in diesem Bereich ist sehr groß, gibt es doch in Tansania so gut wie keine Psychiater und auch kaum funktionierende Versorgungsstrukturen. Die deutschen Hochschullehrer genossen die große Gastfreundschaft und lehrten in Fragen von Forschungsmethoden und psychosozialen Interventionen. Dabei war eine Kommunikation in Englisch gut möglich. Auf das Internet als Lehrmedium konnte hingegen eher nicht zurückgegriffen werden.

Besonders beeindruckt waren die beiden Professoren von der Psychiatrischen Klinik in Lutindi, die immer noch eine enge Verbindung zu Bethel hat und deren Leitung nach wie vor

von entsendeten Diakonen geleistet wird (aktuell durch das Ehepaar Blauth).

Für die Zukunft wurde seitens der SEKUMO Universität in Lushoto und der Fachhochschule der Diakonie eine weitere Kooperation als erstrebenswertes Ziel bezeichnet.



Foto: FH-D / Michael Schulz

In einer großen Feier wurde der Studiengang mit dem Schwerpunkt Psychiatrie eröffnet. Mit dabei (Bildmitte v.l.): Prof. Dr. Michael Schulz, Prof. Dr. Hilke Bertelsmann, Bischof Munga (Diözese Ostafrika), Diakonin Regine Buschmann (Vereinte Evangelische Mission), und Prof. Dr. Albert Diefenbacher (Ev. Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge, Berlin).

Die Armen von London – Stadtforschung, Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit im East End

**... am Beispiel von Henry Mayhew und Toynbee Hall
Kennen Sie Henry Mayhew? Was?! Dieser Name sagt
Ihnen nichts? Dann sollten Sie ihn kennen lernen, denn
wer sich mit Sozialraumforschung und der Entwicklung
der Gemeinwesenarbeit beschäftigt, stößt zwangsläufig
auf ihn.**

1812 in London geboren, ist er als freischaffender Journalist und Autor einer der faszinierendsten Protagonisten der Sozialraumforschung der Neuzeit. Er gilt als derjenige, der mit der Methode der „Oral History“ den Versuch unternahm, ein Kompendium der Lebenswelt der Armen und Arbeiter Londons zu schaffen. Mayhew lebte in einer Welt sozialer Umbrüche, der Industriellen Revolution, die zu einer Vielzahl von Veränderungen, vor allem aber zur Verelendung der Stadtbevölkerung führte. Der industrielle Fortschritt verschärfte die sozialen Konflikte und die Löhne der Arbeiter reichten nicht zum Leben aus. 1849 veröffentlichte Mayhew zweiundachtzig Artikel im Morning Chronicle, die die Lebenswelt der Armen in drastischen Bildern schilderten. Er gewann seine Informationen, indem er sich selbst als Armer „verkleidete“, tage- und wochenlang selbst in den Slums von East London lebte. Er besuchte die Elendsquartiere und Spelunken, begab sich in die Gassen, die kaum jemand freiwillig betreten hätte. Dreck, Gestank, Krankheit, Verbrechen, Prostitution und bitterste Armut lagen ihm vor Augen und er machte die Massenverelendung durch seine Veröffentlichungen zu einem Thema in der damaligen Gesellschaft.

Zehntausende Menschen lebten in den Slums East Londons und so beschreibt Mayhew die Wohnviertel der Armen als Abort und Kloake, in denen, durch Gestank und Abgase bedingt, das Atmen schwer fällt. Das ‚Slumming‘, das Erkunden der Armenviertel wird in einem bestimmten Teil des bürgerlichen Publikums zur kulturellen Praxis. Die Armenviertel glichen einer exotischen und unheimlichen Welt, der die Stadtforschung großes Interesse entgegenbrachte. Die Beschreibung der Lebensumstände in den Slums hatte in der viktorianischen Zeit immer auch das Odeur moralischer Verurteilung. Dies kommt in der Verwendung des Wortes ‚slum‘ zum Ausdruck, das so viel bedeutet wie ‚Schlammviertel‘. Der vor Schmutz starrende Ort der Ansteckung wird zugleich als Ort der Ausschweifung imaginiert und in der zeitgenössischen Literatur zeigt sich, wie stark das Exkre-

ment die sozialen Vorstellungen bestimmt. Das Laster und der Schmutz galten unmittelbar als Auslöser von Krankheit und Armut. Die Slums von London, so war die allgemeine Überzeugung der Oberschicht, waren die Brutstätten von Krankheit, Verbrechen und Unmoral, was sich in den häufigen Cholera-Epidemien zu bestätigen schien. Eine Kanalisation gab es in London um 1850 noch nicht und die Abwässer gelangten ungeklärt in die Themse und in das Grundwasser. Das Hineingehen der Sozialforscher in dieses Milieu, die Teilhabe am Leben der Armen, wurde auch „soziale Entdeckungsreise“ genannt, die in den Sozialwissenschaften als ‚verdeckte, teilnehmende Beobachtung‘ beschrieben wird. Methodengeschichtlich war sicherlich das Spektakuläre und Neue an der Rolle des Entdeckers, dass dieser nicht nur über das Leben der Armen schrieb, sondern auch auf Zeit einer der ihren wurde.

Es ist der Verdienst Mayhews, als Stadtforscher die sozialen Missstände seiner Zeit aufgedeckt und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Wer heute die Artikel des Morning Chronicle und seine daraus entstandene Enzyklopädie ‚London Labour and the London Poor‘ liest, erhält ein facettenreiches Bild der britischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Im Zuge der Verelendung weiter Gesellschaftsschichten in London entwickelte sich das Bestreben, die Situation der Armen zu verändern, den Armen Kultur und damit bescheidenen Wohlstand zu bringen.

Pfarrer Samuel Barnett gründete 1884 an der Commercial Street in East-London das Settlement Toynbee Hall, das jungen Akademikern im Slum Arbeit und Beschäftigung mit den Armen und Benachteiligten bot. Toynbee Hall gilt als Wiege der Settlementbewegung und damit als Keimzelle der Gemeinwesenarbeit. Einer der bekanntesten Zöglinge dieses Settlements, das beispielhaft für viele Sozialeinrichtungen in Amerika (Jane Addams, Hull House, Chicago) und England werden sollte, war Clement Attlee, der von 1945-1956 Premierminister des Vereinigten Königreiches war. Die Mitarbeiter der Settlements arbeiteten zur Zeit Barnetts wie auch heute in den Vierteln direkt mit den Betroffenen selbst. Damals war diese Praxis revolutionär und stand im krassen Gegensatz zum bis dahin praktizierten Almosengeben. Hilfe zur Selbsthilfe und die Anleitung zum besseren, tugendhafteren Leben stand damals im Mittelpunkt der Hilfsangebote.

>>



Foto: Achim Schüler

Toynbee Hall in London.

Toynbee Hall existiert bis auf den heutigen Tag und ist im Osten Londons eine nicht weg zu denkende Institution mit vielfältigen Hilfsangeboten.

Aus dem ‚Report und Financial Statements 31 March 2011‘ von Toynbee Hall, im heutigen Bezirk Tower Hamlets geht hervor, dass der Osten Londons weiterhin zu den ärmsten Gegenden des Vereinigten Königreichs gehört. Der anfänglichen Bestrebung, den Armen im Viertel Kultur nahe zu bringen und ihnen damit Wege aus der Armut aufzuzeigen, ist heute einem vielfältigen sozialarbeiterischen Beratungs- und Fortbildungsangebot gewichen. Viele von Armut betroffene Menschen benötigen Beratung und Unterstützung, um Sozialleistungen überhaupt einfordern zu können. Manche Klienten sind auf Hilfestellung im Umgang mit Überschuldung angewiesen oder benötigen juristischen Beistand. Die Mitarbeiter von Toynbee Hall bieten diesen Service im Wohnquartier an und so versteht sich die Einrichtung im städtischen Setting als „an innovative multi-purpose social welfare charity working to eradicate poverty and disadvantage“.

Im Sommer 2012 hatte ich die Gelegenheit, Toynbee Hall zu besuchen und mir diese Einrichtung näher anzusehen. Inspiriert durch ein Seminar in Sozialer Arbeit bei Prof. Dr.

Dieckbreder begab ich mich auf die Spuren Henry Mayhews, durchstreifte den Osten Londons, den ich seit fast 25 Jahren durch jährliche Besuche intensiv kennen lernen konnte. Dass East London für das Entstehen der Gemeinwesenarbeit so bedeutsam war, wurde mir erst in dem Seminar deutlich. Natürlich ist der Osten Londons mit dem Mayhews und Barnetts nicht mehr vergleichbar und vieles hat sich gerade in den letzten fünfundzwanzig Jahren verändert.

Der Hafen von London liegt heute weiter themseabwärts und von der wirtschaftlichen Bedeutung der Docklands, des ehemaligen Hafens mit seinen Lagerhäusern, Werften und den charakteristischen Krähnen, ist heute nichts mehr geblieben. London hat sich zu einem der führenden Banken-, Dienstleistungs- und Finanzzentren Europas entwickelt. Die Skyline der Docklands ist von den Bürotürmen der Canary Wharf geprägt und wo einst Waren umgeschlagen wurden und tausende Menschen im Elend der Slums wohnten, entstanden Luxusapartments. Nach dem Niedergang des Hafens in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden über 150.000 Arbeitsplätze abgebaut. Für viele Familien der Arbeiterschaft bedeutete dies eine finanzielle Katastrophe. Im Gegenzug wurden in den letzten zehn Jahren über 100.000 Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor geschaffen, was den

einfachen, meist ungebildeten Arbeitern kaum geholfen hat. Zu den drängendsten Problemen zählt heute die Schaffung bezahlbaren Wohnraums für Menschen mit einem Einkommen von 15.000 £ – 35.000 £. Jährlich müssten in London bis zu 30.000 Einheiten bezahlbarer Wohnraum geschaffen werden, um den Bedarf nur annähernd zu decken. Die Olympischen Spiele im Jahr 2012 haben des Weiteren Bewegung in die Wohnsituation gebracht. Die Olympischen Spiele waren der Auslöser für ein ehrgeiziges Stadtentwicklungsprojekt.

In den letzten sieben Jahren sind mehr als 20 Milliarden britische Pfund in den Osten Londons geflossen. Durch hohe Investitionen wurden ganze Stadtviertel aufgewertet und von industriellen Altlasten befreit. Welchen unmittelbaren Nutzen jedoch die Armen, Behinderten und Arbeitslosen von diesem Stadterneuerungskonzept haben, sei dahingestellt. Bislang fehlen dazu aussagekräftige Studien. Es ist aber deutlich, dass die Aufwertung des Sozialraums im Osten nicht nur positive Effekte hatte. Teilweise verdoppelten sich die Mieten in den Wohnquartieren und viele Arbeitsplätze im Niedriglohnssektor wurden umgesiedelt. Arbeitslosigkeit, geringe Einkommen, eine hohe Kriminalitätsrate, prekäre Arbeitsverhältnisse und mangelnde Bildungschancen sind in Ost-London neben einer akuten Wohnungsnot heute die Hauptprobleme der als arm einzustufenden Bevölkerung. Die Armen sind ‚abgekoppelt‘ vom allgemeinen und sichtbaren Wohlstand, der sich im letzten Jahrzehnt im Londoner Osten etabliert hat.

„Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern sind im Licht. Und man siehet die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.“ Dieses Zitat aus der Filmversion von Brechts Dreigroschenoper (1930) beschreibt in treffender Weise die Situation der Armen im East End der Gegenwart. Armut führt in unserer Gesellschaft ein Schattendasein, aber das Armutsproblem ist, bei Licht betrachtet, immer noch genauso drängend wie vor einhundertfünfzig Jahren. Armut liegt nicht mehr derart offensichtlich vor Augen, wie zur Zeit Mayhews. Armut hat ein sozialeres Gesicht bekommen. Armut ist aber dadurch nicht zur Gänze unsichtbar geworden und hat sich nur teilweise hinter die Gardinen der Wohnquartiere zurückgezogen. Wenn das Stadtbild von London eine in der Literatur so ‚positive Wandlung‘ genommen hat, muss die Frage erlaubt sein, was mit den Armen im ‚aufgewerteten Osten‘ in der Zukunft geschehen soll.

London ist eine faszinierende europäische Metropole und ich habe die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten erleben können. Sich selbst auf die Spuren Mayhews zu begeben, eine Stadt, ihre Stadtteile mit den darin lebenden Menschen zu begehen und zu erforschen hat auch heute noch seinen eigenen Reiz. Für mich war die Beschäftigung mit dem Thema Armut im Spiegel der Geschichte eine Herausforde-

rung, die viel zu meinem Verständnis beigetragen hat. Ein besonderer Dank ergeht an dieser Stelle an Reverend Sigrud Werner, die mich auf meinen Exkursionen in London begleitet hat und die mir als Insiderin und Freundin viele wertvolle Tipps geben konnte. ■

Achim Schüler

Picht, W. (1913). Toynbee Hall und die englische Settlement-Bewegung: Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Bewegung in England, Mohr, Tübingen.

Dornseifer, M. (1971). Die englische Residential Settlement-Bewegung und ihre Bedeutung in der Gegenwart: Ein Beitrag zur Geschichte der Erwachsenenbildung und Sozialarbeit, Verlag A. Fromm, Osnabrück.

Humpherys, A. (1977). Travels Into The Poor Man's Country. The work of Henry Mayhew, University of Georgia Press, Athens, USA.

Mayhew, H. (1849). A Visit To The Cholera Districts of Bermondsey; Morning Chronicle. <http://www.victorianlondon.org/mayhew/mayhew00.htm>

INTERNATIONAL

Ich war mal da. Auf dem Camino

Jonas Meine
Francé im Sommer 2012

Eins

Ich stehe auf der Brücke in Saint-Jean-Pied-de-Port. Die kühle Luft lässt mich frösteln, fünf Meter hinter dem historischen Torbogen, der den Anfang des Camino Francés markiert. Es ist 7:35 Uhr, die ersten Sonnenstrahlen scheinen durch die Gassen der alten Stadt und es weht ein leichter Wind von Osten. Ich hole Luft und beginne meinen Aufstieg in die Pyrenäen.

Auf der Höhe von Kilometer neun erscheint der erste Ort „Orrison“. Er besteht aus einer Herberge, einem Klohäuschen, welches stark nach Marke Eigenbau aussieht, und vier Kühen. Ich setze mich in die herbergseigene Bar, hole mir eine Dose Ice-Tea. Meine erste Herberge! Wenn ich wollte, könnte ich hier schlafen und wäre für heute mit meiner ersten Etappe fertig. Ich schaue auf die Uhr, es ist 13:47 Uhr, früher Nachmittag. Die Herberge liegt auf 793 Höhenmeter und so toll ist die Aussicht widererwartend nicht. Ein aufgeregt wirkender Mann mittleren Alters setzt sich zu mir, wir kommen ins Gespräch und er stellt sich als Hans-Georg vor. Er lebt in Berlin und ist dort Direktor einer großen Bank. Gemeinsam beschließen wir, die Pyrenäen noch heute zu überqueren. Im Klartext heißt das, wir haben noch 18 Kilometer mit starker Steigung vor uns. Nach einer gefühlten Ewigkeit, die aus Hoffnungslosigkeit, Schmerzen und sonstigen destruktiven Emotionen besteht, erreichen wir das Ziel des heutigen Tages, das Kloster in Roncesvalles.

Zwei

Nach dem dritten Tag auf Wanderschaft erreiche ich die Vororte der ersten Stadt - Pamplona. Mein Reiseführer beschreibt Pamplona als die Hauptstadt der Region Navarra. Irgendwie fühle ich mich hier fehl am Platz. Der Lärm der Autos, die Leuchtreklame und die Hektik der Großstadt irritieren mich. Obwohl ich noch nicht lange unterwegs bin, hatte sich mein Zeitgefühl bereits deutlich verschoben. Zudem habe ich mich an die Reizarmut des Weges gewöhnt.

In der Herberge von Pamplona werde ich zum ersten Mal gefragt, warum ich mich auf diesen Weg gemacht habe. Eigentlich ist es eine Standardfrage auf dem Camino, aber ich höre sie hier zum ersten Mal. Ja, warum bin ich nun hier? Ich weiß es nicht. Immerhin kann ich später sagen, ich war sechs Wochen in Spanien.



Foto: Jonas Meine

Ich vor der Kathedrale Santiago de Compostela.

Drei

Nach ungefähr vier Wandertagen beginnt sich langsam die neue Routine bemerkbar zu machen. Der Tagesablauf ist an sich immer gleich und recht simpel. Morgens stehe ich gegen sechs Uhr auf, packe meine Sachen zusammen, ärgere mich über verlegte Dinge (irgendwas sucht man immer) und los geht es. Wenn es in der Herberge kein Frühstück gibt, esse ich auf dem Weg. Den kompletten Vormittag und mindestens den halben Nachmittag muss ich für die Tagesetappe einplanen. Gegen sechzehn Uhr komme ich im Normalfall in der Zielherberge an. Dann beginnen Körper- und Textilpflege sowie das (teils abenteuerliche) Abendessen. Um 22 Uhr gehen die Lichter aus.

Vier Tagesmärsche hinter Pamplona erreiche ich den Fuß des Berges Alto del Perdón. Schon aus der Ferne kann ich den beeindruckenden Gürtel aus Windkraftträgern sehen, die den Horizont säumen. Der Aufstieg erweist sich als anstrengender als zuerst gedacht. Der schmale Pfad, der sich zum Gipfel schlängelt, ist zum Teil sehr zugewachsen und ich muss mir den Weg regelrecht erarbeiten. Als er endlich etwas breiter ist, erschwert ein Bach das Weiterkommen. Mir kommt es so vor, als bewege ich mich nur auf der Stelle. Allein das immer lauter werdende Summen der massigen Windkraftträger scheint mir den Beweis dafür zu liefern, dass ich dem Gipfel näher komme.

Ich wandere nun seit zehn Tagen durch die Navarra Spaniens. Die Landschaft hier ist sehr abwechslungsreich, es gibt immer wieder Berge und Täler. Hin und wieder durchquert

ein großer Fluss den Camino Frances. Ich erreiche Logrono in den frühen Abendstunden. Da die momentanen Pilgerströme die beiden privaten Herbergen in der Stadt bereits besetzt haben, wähle ich die kirchliche Herberge. „Der kleine Raum mit zwölf Betten ist bereits im 15. Jahrhundert erbaut und bis heute unverändert“, berichtet der Herbergsvater. Der Schimmel in den Ecken und der Modergeruch lassen mich diese Aussage sofort glauben.

Der Weg durch die Rioja wird dominiert von Weinfeldern und landwirtschaftlich genutzten Flächen. Ich gehe auf einem kleinen Feldweg, eine malerisch wirkende Landschaft zieht an mir vorüber und ich fühle mich, als würde ich durch das Bild einer typischen Postkarte laufen.

Vier

Die Herberge in der Stadt Burgos wird auf dem Camino liebevoll „Pilgerregal“ genannt. Dieses macht seinem Namen alle Ehre, sechs Stockwerke und über 150 Betten. Auf Raumtrennung und Hygienestandards wird nicht besonders viel Wert gelegt, die Flecken auf einigen Matratzen sprechen eine deutliche Sprache. Merkllich erschöpft von der durch das Schnarchen anderer verursachten kurzen Nacht beginne ich den Marsch durch die Meseta. Auf den folgenden 200 Kilometern gibt es so gut wie nichts, riesige landwirtschaftlich genutzte Felder bestimmen das Bild, Reizarmut pur. Dieser Abschnitt wird von vielen Menschen als der Weg der Gottese Erfahrung gesehen.

Jeder Pilger ist irgendwie auf der Suche, allerdings erscheinen mir die „Erleuchtungen“ auf dem Camino mitunter sehr übertrieben. Nicht die Reiseführer vermitteln dieses Gefühl, sondern Bücher wie „Ich bin dann mal weg“ von Harpe Kerke ling oder „Zwei Esel auf dem Jakobsweg“ von Tim Moore vermitteln eine übertriebene Vorstellung von spirituellen Erlebnissen.

Die alten Römerstraßen in der Meseta beeindruckten mich zutiefst. Ich stelle mir vor, dass hier früher Pferdegespanne entlang fuhren. Die Straßen sind zwar ausgebessert worden, aber der Verlauf ist so geblieben. Es ist irgendwie ein erhebendes Gefühl, auf historischem Boden zu laufen. Der kurvige Weg verläuft neben ebenfalls von den alten Römern angelegten Kanälen auch über alte Brücken. An einigen Stellen sind sogar die Überreste alter Dörfer zu erkennen. So oder so ähnlich muss sich eine Zeitreise anfühlen, es ist wie ein Wandern in die Vergangenheit.

Fünf

Léon ist die letzte große Stadt vor dem jetzt nur noch 318 Kilometer entfernten Ziel: Santiago. Ich kann es noch nicht richtig fassen, 318 Kilometer! Das bedeutet, dass ich bei meinem jetzigen Tempo in ungefähr zwei Wochen am Ziel bin. Zum ersten Mal denke ich daran, Santiago wirklich erreichen zu können, wirklich ans Ziel zu gelangen. Die ganze Zeit habe ich immer nur Tagesetappen geplant, noch nie hatte ich mein Ziel so klar vor Augen. Die Landschaft verändert sich mit jedem Kilometer, es wird bergiger und das Laufen

anstrengender. Obwohl Santiago topografisch gesehen in einer Senke liegt, geht es kontinuierlich bergauf. Ich gestehe es mir selbst nur höchst ungern ein, aber ich vermisse tatsächlich die flachen Ebenen der Meseta. Es war zwar heiß und schattenlos, aber es war eben.

Ich mache Pause in einem kleinen Dorf namens Foncébadon. Ich blättere in meinem Reiseführer und lese, dass das Cruz de Ferro, der höchste Punkt des Jakobsweges, nur noch 10 Kilometer entfernt ist. Es gibt dort die Tradition, einen Stein abzulegen, man legt symbolisch Ballast ab.

Vom Cruz de Ferro aus sind es nur noch ca. 230 Kilometer bis nach Santiago. Der Gedanke an mein baldiges Ziel motiviert mich enorm, den anderen Pilgern geht es ähnlich.

Sechs

Der O Cebreiro ist der letzte Berg vor Santiago, gleichzeitig fängt auf dem Anstieg des Berges das Gebiet Galiciens an, welches auch unter dem Namen „Urinal Spaniens“ bekannt ist, es regnet sehr oft. Mein treuer Reiseführer beschreibt eines der ältesten Pilgerhospitäler auf dem Gipfel des Berges, es soll vor 2500 Jahren errichtet worden sein. Das Dorf ist mittlerweile im 21. Jahrhundert angekommen. Es gibt unzählige kleine Touristenläden und selbst ein kleines Restaurant sowie eine „Kastenherberge“ sind vorhanden. Gegen 15 Uhr erreiche ich den Kilometerstein 100, ab jetzt wird die Strecke nach Santiago in fünfhundert Meter Schritten angezeigt. Ich fühle mich fast schon am Ziel. Hundert Kilometer, das bedeutet nur noch drei Tage laufen. In drei Tagen kann meine Reise zu Ende sein und ich bin am Ziel!

Fünf Kilometer vor Santiago befindet sich eine Massenherberge mit 3000(!) Betten. Die Tradition sieht vor, dass man hier eine Nacht schläft, um dann sauber und gewaschen in Santiago einzulaufen. Einen Moment spiele ich mit dem Gedanken, dieser Tradition zu folgen, entscheide mich dann aber anders und laufe durch nach Santiago. Ich erkenne den hinteren Glockenturm der Kathedrale. Mein Herzschlag beschleunigt sich und mein Schritt wird schneller, in meinem Kopf spult sich meine Reise noch einmal ab. Der Start in Frankreich, die anstrengende Überquerung der Pyrenäen, die Kathedrale in Burgos, die unendlich heiße Meseta, das kühle Galicien - und jetzt soll ich da sein? In Santiago? 800 Kilometer auf meinen eigenen Füßen in genau 29 Tagen?

Wie in Trance erreiche ich den Tunnel, der zum Platz vor der Kathedrale führt. Einige Spanier applaudieren und schütteln mir die Hand. Ich atme tief ein, schaue nach links und da steht sie, die Kathedrale von Santiago de Compostella! Das Ziel meiner Reise! Ich kann es kaum fassen.

Ich hole mein „Beweisstück“, die Compostella und lasse ein Foto von mir machen. Dann miete ich ein kleines Zimmer, mit Schimmel in den Ecken. Aber es ist das erste Zimmer für mich alleine, seit dreißig Tagen. Die Reise ist vorbei, in zwei Tagen werde ich nach Finisterre laufen. ■

Jonas Meine



Foto: Reinhard Elbracht / Bethel

Prof. Dr. Klaus Müller (2. v.l.) und Carolin Bindzus (3. v.l.) von der FH der Diakonie organisieren das Projekt „1000 mutige Männer“ für Bielefeld vor Ort. (v.l.n.r. Agathe Swiatoszcyk (Krebsgesellschaft NRW), Prof. Dr. Klaus Müller, Carolin Bindzus, Bernhard Hülsmann (BarmerGEK), Heinz Flottmann, Dr. Margret Schrader (Krebsgesellschaft NRW) und Andreas Liebold (Moderator)

MAGAZIN

FH der Diakonie sucht „1000 Mutige Männer für Bielefeld“

Seit September werden hier in Bielefeld mutige Männer gesucht, genau genommen „1000 Mutige Männer für Bielefeld.“ Warum mutig? Weil eine ordentliche Portion Mumm und Entscheidungskraft schon dazu gehören, wenn es um die eigene Gesundheit geht – im konkreten Fall um die Vorbeugung von Darmkrebs. Hier haben Männer nicht unbedingt die Nase vorn. Deshalb startet in Bielefeld nun die Kampagne „1000 Mutige Männer für Bielefeld“.

Die Fachhochschule der Diakonie ist Initiator der Kampagne vor Ort. Herr Prof. Dr. Müller hat die Kampagne Anfang letzten Jahres für Bielefeld entdeckt und sich für eine Realisierung der Aktion hier in dieser Stadt eingesetzt. Ursprünglich wurde die Kampagne von der Krebsgesellschaft NRW in Kooperation mit der BARMER GEK entwickelt. Da das Pilotprojekt in Mönchengladbach so erfolgreich war, wurde die Aktion bereits in mehreren deutschen Städten mit großer Resonanz umgesetzt. Nun gehört auch Bielefeld endlich zu diesen mutigen Städten. Carolin Bindzus, wiss. Mitarbeiterin an der Fachhochschule der Diakonie, ist für die Koordinati-

on des Projektes in Zusammenarbeit mit Herrn Prof. Müller zuständig.

Durch die Kampagne „1000 mutige Männer für Bielefeld“ - unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeister Pit Clausen, zusammen mit Therese Berger, Heinz Flottmann und vielen weiteren Akteuren - soll das Thema der Früherkennungs-Darmspiegelung aus der Tabuzone geholt werden. Unser Ziel ist, die Darmkrebsvorsorge in den Fokus der Öffentlichkeit zu bringen, die Bielefelder für dieses Thema über eine persönliche Ansprache im sozialen Umfeld zu sensibilisieren, um schließlich die Teilnahme an Früherkennungs-Darmspiegelungen zu erhöhen. Die Aktion richtet sich explizit an Männer ab 55 Jahren, da Männer eher selten zu Vorsorgeuntersuchungen gehen und dazu neigen, gesundheitliche Probleme zu verdrängen. Dieser Umstand ist Anlass zur Besorgnis, weil gerade Männer von Darmkrebs häufiger und früher betroffen sind als Frauen.

Das Engagement für die Gesundheit von Menschen ist ein wichtiges Anliegen der FH der Diakonie. In ihren Studiengän-

gen qualifiziert die Fachhochschule Mitarbeitende aus dem Sozial- und Gesundheitswesen dafür, Menschen bei der Erhaltung bzw. Wiedererlangung von Gesundheit zu begleiten und zu unterstützen. Entsprechend ist eine Einbindung von Studierenden der Studiengänge Mentoring sowie Diakonie im Gemeinwesen – Soziale Arbeit in die Aktionen der Kampagne geplant. Gemeint sind Aktionen wie zum Beispiel die Durchführung eines kurzen Quiz zum Thema Darmgesundheit auf Veranstaltungen in Bielefeld. Eine Frage dieses Quiz lautet beispielsweise: „Was ist höher bzw. länger? Der menschliche Darm oder die bronzene Statur des Leinwebers im Altstädter Kirchpark?“ Mit Hilfe dieses Quiz sollen besonders Männer mit einem Augenzwinkern auf das Thema Darmkrebsvorsorge aufmerksam gemacht und dafür sensibi-

lisiert werden. Neben diesen und noch weiteren Maßnahmen soll auch eine Tombola für alle Teilnehmer möglichst viele Männer dazu motivieren, eine Früherkennungs-Darmspiegelung wahrzunehmen. Am Ende der Kampagne werden unter allen Männern, die eine Früherkennungs-Darmspiegelung im Aktionszeitraum haben durchführen lassen, Sachpreise verlost. Der Flugplatz Bielefeld hat für die Tombola bereits einen Rundflug über Bielefeld gestiftet.

Im kommenden halben Jahr wird die Fachhochschule der Diakonie mit dieser Präventionskampagne immer wieder in der Öffentlichkeit und in den Medien präsent sein. Vielleicht beteiligen auch Sie sich an der Kampagne und beantworten die Quizfragen am Aktionsstand in der Bielefelder Innenstadt. Dabei können Sie dann eine der begehrten Präven-

MAGAZIN

News ...

Organisationsentwicklung und Supervision:

Die Deutsche Gesellschaft für Supervision hat Ende Juli den Masterstudiengang „Organisationsentwicklung und Supervision“ anerkannt. Dies bedeutet, dass Studierende dort eine DGSv-zertifizierte Supervisionsausbildung absolvieren. Absolventinnen und Absolventen werden auf Antrag in die DGSv aufgenommen.

Angehende Case-Manager informieren sich im Klinikum Lemgo

Im Rahmen der Ausbildung zum anerkannten Case Manager nach den Statuten der Deutschen Gesellschaft für Case- und Care Management haben sich Studierende des Studiengangs psychiatrische Pflege / psychische Gesundheit am Klinikum Lemgo über das dortige Konzept der „Gesundheitshelfer“ informiert.

Die FH der Diakonie begibt am 19.04.2013 ihren diesjährigen Hochschultag.

Unter dem Motto „Küssen kann man nicht alleine – Hochschule trifft Praxis“ gab es einenmunteren und konstruktiven Austausch der Mitarbeitenden und Leitenden aus der Praxis diakonischer Einrichtungen mit den Studierenden und Lehrenden der Hochschule.

Bachelor in Heilerziehungspflege – das gibt's doch gar nicht! Stimmt. Aber nicht mehr lange. Zusammen mit sechs ostwestfälischen Fachschulen für HEP entwickelt die Fachhochschule der Diakonie in Bielefeld zzt. einen Bachelor-Studiengang, der auf die Fachschul-Ausbildung aufbaut und diese zum Teil integriert.

Die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) hat jetzt Dr. Michael Schulz, Professor an der Fachhochschule der Diakonie in Bielefeld, mit dem DGPPN-Preis für Pflege- und Gesundheitsberufe in Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik 2012 ausgezeichnet. Der Preis wurde ihm in Berlin für das Projekt „Praxisempfehlung Intensivbetreuungen“ verliehen.

Wissenschaftsrat würdigt Fachhochschule der Diakonie

Bielefeld-Bethel. Der Wissenschaftsrat in Köln hat jetzt die Fachhochschule der Diakonie mit Sitz in Bielefeld akkreditiert. In seinem Bericht nennt er die Forschungsleistungen für eine Hochschule in der Aufbauphase beeindruckend und lobt die Stimmigkeit des Gesamtkonzepts. In dem Prüfungsbericht werden insbesondere das praxisnahe Studienangebot, die engen und vielfältigen Verbindungen zu Kooperationspartnern, die guten Studienbedingungen und die solide Finanzierung positiv hervorgehoben.

Die Fachhochschule der Diakonie (FHdD) wurde 2006 als private Hochschule kirchlichen Rechts von diakonischen Unternehmen und Organisationen sowie vom Diakonischen Werk der Ev. Kirche in Deutschland gegründet. Die FHdD bietet acht Bachelor-Studiengänge an, die für soziale und gesundheitsbezogene Arbeitsfelder sowie für die Tätigkeit als Diakonin und Diakon qualifizieren. Zurzeit beträgt die Zahl der Studierende etwa 550.

Der Wissenschaftsrat berät die Bundesregierung und Regierungen der Länder in Fragen der Entwicklung der Hochschulen, der Wissenschaft und Forschung, und führt die institutionellen Akkreditierungen - ein Verfahren der Qualitätssicherung - von nichtstaatlichen Hochschulen durch.

STUDIUM

Jeder Mensch ist begabt

Abstract der gemeinsamen BA-Arbeit in Heilpädagogik von Karla Bredenbals und Udo Bals

Erwachsene Menschen mit sogenannter schwerer und mehrfacher Behinderung arbeiten in Nordrhein-Westfalen (NRW) zumeist in Werkstätten für behinderte Menschen. Die Autorin und der Autor untersuchten zunächst vorhandene Definitionen für diesen in der Literatur und dem Praxisfeld sehr heterogenen Personenkreis. Unter dem Gesichtspunkt der beruflichen Teilhabe analysierten sie die Kompetenzen dieser Frauen und Männer. Mit dem „Individuellen Kompetenz- und Bildungsbogen“ (IKB) wurde ein Instrument zur Kompetenzerfassung entwickelt. Unter Beteiligung von 67 Fachkräften aus zwölf Werkstätten für behinderte Menschen und 84 Werkstattbeschäftigten wurde der IKB im Rahmen einer empirischen Forschung überprüft.

In der Bachelorarbeit wird die Vorgehensweise der Autorin und des Autors beschrieben. Sie beginnt beim Entwurf der Bezeichnungen der Items bis zu deren endgültigen Formulierung. Es folgen der Aufbau und die Durchführung der empirischen Forschung. Die Hypothese lautete: „Durch die Anwendung des IKB erzielen Fachkräfte unabhängig voneinander ein annähernd gleiches Ergebnis bei der Erhebung von arbeits- und bildungsrelevanten Kompetenzen bei Werk-



Foto: privat

Udo Bals



Foto: privat

Karla Bredenbals

stattbeschäftigten (HBG 3)“. Im Anschluss an die Kompetenzerfassung mit dem IKB wurden die Fachkräfte zur Testökonomie und der Nützlichkeit befragt. Die Forschung gibt Auskunft über die Reliabilität, Objektivität und berechnet die Korrelation der beiden Beobachterinnen und Beobachter im IKB.

Mit der empirischen Forschung belegen die Autorin und der Autor, dass der von ihnen entwickelte IKB sehr gut die bildungs- und arbeitsrelevanten Kompetenzen von Werkstattbeschäftigten (HBG 3) erfasst. Die Rückmeldungen der am Forschungsprozess beteiligten Fachkräfte aus zwölf WfbMs in NRW zeigen, dass der IKB bei den Fachkräften eine hohe Akzeptanz erreicht und als Instrument für die Kompetenzerfassung eine breite Zustimmung der beteiligten Fachkräfte findet.

Der IKB lenkt zudem den Blick der pädagogischen Fachkräfte in den Werkstätten auf die vorhandenen Kompetenzen der Werkstattbeschäftigten (HBG 3). Die Beeinträchtigungen und Erschwernisse stehen nicht im Mittelpunkt des Blickfeldes der Beobachterinnen und Beobachter.

Kollegiale Beratung

Organisationen müssen auf Veränderungen und Entwicklungen ihrer Umwelt reagieren, wenn sie ihr Bestehen sichern wollen. Im Bereich des Sozial- und Gesundheitswesens können Entwicklungen notwendig werden, wenn Leistungsträger veränderte Anforderungen stellen oder auch wenn sich politische und gesetzgebende Rahmenbedingungen verändern, , so Monika Storm in ihrer Bachelorarbeit.

Eine solche Entwicklung ist mit der „Großen Lösung“ absehbar, diese fordert, dass alle Kinder- und Jugendlichen, gleich ob behindert oder nicht, Unterstützungsleistungen über die Jugendhilfe (SGB VIII) erhalten. Damit ist die „Große Lösung“ eine umfassende Strukturveränderung, die von allen Akteuren ein hohes Maß an Reformbereitschaft und –fähigkeit erfordert. Sie kann zu einem grundlegenden Paradigmenwechsel in der Sozialgesetzgebung führen. Jede Veränderung einer Organisation hat unmittelbare Auswirkungen auf die Mitarbeitenden. Organisationsentwicklung ist ohne Personalentwicklung nicht denkbar. Es gilt Personalentwicklungsinstrumente zu implementieren, die den jeweiligen Erfordernissen entsprechen. Bei der „Großen Lösung“ ist vor allen Dingen zu beachten, dass die beiden bisher vollkommen getrennten Systeme Jugendhilfe und Eingliederungshilfe zusammengeführt werden sollen.

Die Autorin nimmt die Kollegiale Beratung als mögliche Methode einer interdisziplinären Personalentwicklung in den Blick. Grundlage sind hierbei eine Literaturrecherche und ein Experteninterview. Die Forschungsfrage durch die Verknüpfung von Experteninterview und Literaturrecherche zu bearbeiten, erwies sich als Fundgrube für den Erkenntnisgewinn. Im Interview konnte Bezug zur Theorie hergestellt werden, die Theorie konnte anhand des Interviews kritisch



Foto: privat

Monika Storm

beleuchtet werden. Somit entstand aus Sicht der Autorin eine tiefere Verknüpfung von Theorie und Praxis. Ergebnis ist, dass die Kollegiale Beratung interdisziplinäres Agieren unterstützen kann. Wird ihrer Implementierung Aufmerksamkeit geschenkt und werden ihre Grenzen beachtet, kann sie einer kollegialen und kooperativen Kultur förderlich sein.

Kollegiale Beratung ist kein „Allheilmittel“, kann aber ein wirksames Mittel sein, um Mitarbeitende miteinander ins Gespräch zu bringen, Informationen auszutauschen, Wissen zu vermitteln, Probleme zu lösen und eine veränderte Sichtweise für die jeweils andere Disziplin zu gewinnen.



Foto: Ester Adamy

Esther Adamy



Foto: Wendy Scholz

Wendy Scholz

DIE VERÄNDERUNG BEGINNT IM KOPF – EINES JEDEN.

ÄLTER WERDENDE MITARBEITENDE IN UNTERNEHMEN.

Die Konsequenz des demographischen Wandels, die steigende Anzahl älterer Mitarbeitender, erfordert von den Unternehmen, den Veränderungen aktiv zu begegnen. Es sind Maßnahmen zu implementieren, die es den Menschen ermöglichen, bis zum Renteneintritt und darüber hinaus arbeitsfähig, gesund und motiviert zu bleiben. Hinzu kommt ein wesentliches Faktum: DEN älteren Mitarbeitenden gibt es nicht. Altern ist primär durch die individuelle Leistungsfähigkeit determiniert.

Oberste Priorität kommt einer alterssensiblen Unternehmenskultur zu, die u.a. eine aktive Auseinandersetzung mit dem Thema Altern fordert und fördert. So sind ein Bewusstsein über altersbedingte Veränderungen sowie individuelle und institutionelle Altersbilder zu entwickeln. Diese Kultur führt zu einem Umgang, der frei von Stereotypen ist.

Unerlässlich ist in diesem Zusammenhang die Schulung der Führungskräfte, die hochsignifikant für die Entwicklung der

Mitarbeitenden ist. Insbesondere jüngere Führungskräfte, die sich aus der eigenen Situation heraus weniger mit dem Thema Altern befassen, müssen auf den alternssensiblen Umgang vorbereitet werden.

Von den Auswirkungen der demographisch bedingten Veränderungen sind alle Alterskohorten betroffen. Dies ist bei der Wahl der Maßnahmen zu berücksichtigen. Ab Eintritt in das Berufsleben muss schon für junge Mitarbeitende mit entsprechenden Strategien begonnen werden. Ältere brauchen keinen grundsätzlich anderen Umgang, doch muss dieser z.T. akzentuiert und modifiziert werden.

Besonders sensibel für eine Auseinandersetzung mit der Thematik des Alterns sind Menschen in der mittleren Lebensphase. Hier sollten Maßnahmen speziell für ältere Mitarbeitende ansetzen.

Bei allen Anforderungen an die Unternehmen muss klar sein: eine ebensolche Verantwortung für seine Erwerbsbiographie trifft auch jeden einzelnen Arbeitnehmenden. Diese individuelle Demographiefestigkeit umfasst den gesamten Lebenswandel eines Menschen, denn auch außerbetriebliche Lebensmerkmale beeinflussen die Leistungsfähigkeit. Betriebliche Maßnahmen können das hierfür nötige Bewusstsein schaffen.

Angebote zur Gesunderhaltung unterstützen die Förderung der Arbeitsfähigkeit im Berufskontext. Zudem sind qualifizierte Tätigkeitswechsel z.B. durch Fach- oder Führungskarrieren, Rotationssysteme, die Anpassung der Arbeitszeiten sowie altersgemischte Teams, weitere präventiv wirkende Optionen. Grundlage bleibt die Akzeptanz bestimmter altersbedingter Veränderungen von allen Seiten.

Unter Berücksichtigung der individuellen Lebensphasen findet dies alles in der lebensphasenorientierten Personalpolitik Umsetzung. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, deren Bedeutung mit zunehmendem Alter bestehen bleibt und häufig erschwert scheint, ist Leitlinie dieses Konzeptes. Zudem umfasst es u.a. die Notwendigkeit des lebenslangen Lernens. Mit entsprechend angepassten Maßnahmen bleibt dies bis ins hohe Alter möglich, wenn die Eigenverantwortung und Kultur eines Unternehmens daraufhin ausgerichtet sind.

Abhängig von der eigenen Einstellung und den Unterstützungssystemen der Unternehmen kann Arbeit gesund bis zur Rente möglich sein. Die Gesamthematik stellt eine große Herausforderung dar. Die Veränderung hierfür beginnt im Kopf – eines Jeden! ■

Esther Adamy & Wendy Scholz

Sie möchten auf der nächsten Studierenden-Seite einen Text veröffentlichen? Schicken Sie Ihre Mitteilung an sebastian.wieschowski@fhdd.de - wir berücksichtigen Ihre Nachricht gern in der nächsten Ausgabe !



Heirat:

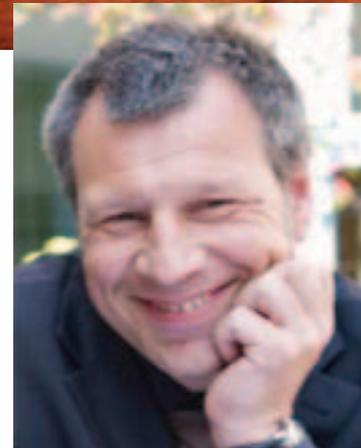
Geheiratet haben am 2. August 2013 Miriam Schäfer und Sandra Kracht. Miriam Schäfer ist Mitarbeiterin im Projekt Offene Hochschule. Wir freuen uns mit den beiden und wünschen ihnen auf Ihrem Lebensweg von Herzen alles Gute und Gottes Segen.

 INSIDE

Menschen an der FH: Aus dem Team ...

Neuberufen:

Für den Lehrstuhl Sozialmanagement und Personalarbeit ist Dr. Jörg Martens (52) aus Bremen schon zum Beginn des Sommersemesters als Nachfolger von Martin Sauer berufen worden. Der studierte Theologe (Universitäten Hamburg und Göttingen) und Personalentwickler (TU Kaiserslautern) hat in Pädagogik promoviert und hat als Schul-, Gemeinde- und Militärfarrer gearbeitet, bevor er bei der AWO in der Projektkonzeption, im Projektmanagement und Sozialmarketing tätig war. Zuletzt war er Geschäftsführer der Stiftung „mission:menschlich“ und arbeitete im Verein für Innere Mission in Bremen. Als in sich multiprofessionell ausgebildeter und erfahrener Dozent bereichert er schon einige Monate unser Team.



NEU:

Diakon Rüdiger Noelle verteidigt seine Disseration und ist nun Dr. rer. medic.



Mit einer Forschungsarbeit unter dem Titel „Lassen sich aus Prädiktoren des Assessments bei der Aufnahme in die stationäre gerontopsychiatrische Krankenbehandlung Aussagen zur Selbstpflegefähigkeit treffen?“ hat Rüdiger Noelle, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FH der Diakonie am 22. August 2013 am Institut für Gesundheitswissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg seine Doktorarbeit erfolgreich verteidigt. Im Rahmen der Ergebnisse konnte unter anderem gezeigt werden, dass in der stationären Gerontopsychiatrie die Bewertung der zu erbringenden Pflegeleistung im Rahmen der Pflegestufenlogik des SGB XI besser gelingt als mit der Abrechnung der aktuell gültigen Psychiatriepersonalverordnung (PsychPV). Eine entsprechende Veröffentlichung in der Zeitschrift „Das Gesundheitswesen“ findet aktuell Berücksichtigung bei der Neuorganisation der Finanzierung in der Psychiatrie (PEPP).

Seit Juni 2013 ist Carolin Bindzus neue Mitarbeiterin an der Fachhochschule der Diakonie. Sie koordiniert gemeinsam mit Herrn Professor Klaus Müller die Kampagne „1000 Mutige Männer für Bielefeld“. Im Rahmen ihres Studiums der Gesundheitskommunikation an der Universität Bielefeld hat sie während eines Praktikums bei der BARMER GEK die Kampagne kennengelernt und war sofort bereit, sich für die „Mutigen Männer“ zu engagieren. Nach Abschluss der Aktion strebt sie im nächsten Jahr ein Master-Studium der Gesundheitswissenschaften an. Dabei möchte sie auf die Erkenntnisse und Ergebnisse der Kampagne zurückgreifen.



Dr. Michael Löhr (40) ist in unserer Hochschule schon als Lehrbeauftragter im Studiengang Psychiatrie/Psychische/Pflege Gesundheit bekannt. Für diesen Studiengang hat er seine Berufung angenommen und ergänzt das Team um Michael Schulz und Rüdiger Nölle. Nach Stationen im Stationsdienst und der Pflegedirektion hatte er seit 2011 die Leitung der Stabsgruppe für Klinikentwicklung und Forschung am LWL-Klinikum in Gütersloh inne, wo er zahlreiche Forschungsprojekte durchgeführt hat. Studiert hat er nach seiner Ausbildung in Krankenpflege, in der er insgesamt 9 Jahre arbeitete, noch „Pflege- und Gesundheitsmanagement“ (B.A.) sowie „Management im Gesundheitswesen“ (M.A.), beides an der Fachhochschule in Osnabrück. Seine Promotion an der Martin-Luther-Universität in Halle hat das Thema „Identifikation von versorgungsrelevanten Indikatoren der stationären Akutpsychiatrie anhand der Nutzung von Routinedaten verschiedener Kliniken“ (abgegeben). Zwei Auszeichnungen bringt er mit: 2012 den DGPPN-Preis für Pflege- und Gesundheitsfachberufe in Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik für „Die Überwachung von Patientinnen und Patienten in der stationären psychiatrischen Akutversorgung“ (zusammen mit Michael Schulz u.a.) sowie den zweiten BFLK Pflegepreis NRW 2011 „Klinikweite Implementierung des Pflegestandards ‚Suizidprophylaxe in der LWL Klinik Gütersloh“.



Dr. Alla Koval (34) aus Dortmund hat den Ruf der Hochschule auf die zweite Professur für Soziale Arbeit (Schwerpunkt Methoden) angenommen. Darüber freuen wir uns sehr. Alla Koval ist schon nach Bielefeld gezogen. Sie war in der Ukraine Lehrerin für Deutsch, Englisch und englische Literatur. In Deutschland hat sie Soziale Arbeit studiert und promoviert über „Das Selbst zum Thema machen – Lebensereignisse, Ethnie und Geschlecht. Figuren autobiografischen Erzählens und Muster der Selbstthematizierung von Frauen, die aus GUS-Ländern nach Deutschland auswanderten“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u.a.: qualitative empirische Sozialforschung, Biografie- und Migrationsforschung, interkulturelle Kommunikation, Soziale Ungleichheit in Bildungs- und Sozialisationsprozessen. Gearbeitet hat sie in Beratungsstellen für Bildungsplanung und berufliche Qualifizierung, im Jugendmigrationsdienst, im akademischen Auslandsamt der Ev. Hochschule Dresden. Bei der Diakonie Deutschland hat sie StipendiatInnen beraten und betreut. Sie bringt somit eine ganze Reihe neuer Erfahrungen und Kompetenzen in unser Team.

Impressum

© 2013 Fachhochschule der Diakonie gemeinnützige GmbH

Herausgeber u.v.i.S.d.P.: Diakon Carsten Böhrnsen (Geschäftsführer)

Redaktionsleitung: Prof. Dr. Thomas Zippert (Rektor)

Gestaltung: Nadine Guski, proWerk

Koordination: Diakon Martin Eickhoff-Drexel

Redaktionsanschrift: Grete-Reich-Weg 9; 33617 Bielefeld

Technik: Tel.: (0521) 144-39 89; martin.eickhoff@bethel.de

Abonnement an- und abmelden: www.newsletter.fh-diakonie.de

INSIDE

Kurz notiert: Schlaglichter aus der FH

Ethik in der Sozialen Arbeit. 8 große Begriffe in klassischen Handlungsfeldern“ Anmerkungen zur Ringvorlesung im WS 2013/14

Eine Ringvorlesung zur „Ethik in der Sozialen Arbeit“ in Bielefeld - braucht es das?

Die Frage kann man sehr berechtigt stellen, wenn man Soziale Arbeit immer schon als ethische Arbeit verstanden haben will; oder wenn man immer schon mit Skepsis darauf sah, wenn Theorie sich in praktische Angelegenheiten mischt; oder wenn man immer schon gern Ethik mit Moral verwechselte und beide Zöpfe gern abgeschnitten hätte; oder wenn man immer schon die Ansicht vertrat, dass im Grunde jeder alles schon längst weiß, was mit Ethik zu tun hat. Oder aus vielen Gründen mehr.

Wenn die Organisatoren der Ringvorlesung dagegen davon überzeugt sind, dass sie keine Eulen nach Athen tragen, dann hat das Gründe.

Es erstaunt nämlich, dass in dem relativ jungen Wissenschaftsgebiet der sog. Angewandten Ethik - deren klassische Teilgebiete etwa der Medizinethik (T. Beauchamp/J. Childress, 1979) oder der Technikethik (H. Jonas, 1979) sich erst seit Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts ausbildeten - die Bereichsethik Soziale Arbeit im deutschsprachigen Raum erst in den letzten Jahren den Anschluss an den internationalen professionellen Ethikdiskurs gefunden hat. Zur Erläuterung: Während im englischsprachigen Raum Publikationen zum Thema bereits seit Mitte der 90er Jahre erscheinen (S. Banks: Ethics and Values in Social Work, 1995; F. Reamer: Social Work Values and Ethics, 2nd ed. 1999; W. Bowles et al: Ethical Practice in Social Work. An Applied Approach, 2006), finden sich in Deutschland erst in den letzten Jahren Publikationen zum Thema, die auf einem wissenschaftlichen Ethikbegriff aufbauen, und sich nicht in lediglich sozialpolitischer Utopie bzw. gesellschaftlicher Generalkritik erschöpfen. Die einschlägigen Monographien dieser neuen Generation stammen von P. Eisenmann (Werte und Normen in der Sozialen Arbeit, 2. Aufl. 2012), W. Maaser (Lehrbuch Ethik. Grundlagen, Problemfelder und Perspektiven. Studienmodule Soziale Arbeit, 2010), R. Großmaß/G. Perko (Ethik für Soziale Berufe, 2011) und G. Schmid Noerr (Ethik in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, 2012).

Aus dieser Beobachtung entwickelte sich nun die Idee, maßgebliche Ethiker und Ethikerinnen im Bereich der Sozialen Arbeit erstmals zu ihrem Thema zu versammeln und sie mit ihren Themen und je verschiedenen theoretischen Ansätzen einem interessierten Publikum vorzustellen. Das ist alles andere als trivial und deshalb erschien uns dieses Unternehmen sinnvoll - ja, das braucht es!

Aus dem Gesamtprogramm der insgesamt acht Vorträge möchte ich kurz auf die drei externen Referenten eingehen, die auf dem Hochschulcampus der FH der Diakonie zu Kernbegriffen der Ethik Stellung nehmen werden.

Die Ringvorlesung findet mit je vier Veranstaltungen statt an der FH der Diakonie und an der FH Bielefeld. Eröffnet und beschlossen wird sie von den beiden Organisatoren der Veranstaltungsreihe: [Am Do., den 10. Oktober 2013 mit dem Thema „Autonomie“](#) von Prof. Dr. Heiko Ulrich Zude, FH der Diakonie; am Do., den 16. Januar 2014 mit dem Vortrag zum Thema „Anerkennung“ von Prof.in Dr. Melanie Plößer, FH Bielefeld.

Durchbuchstabiert:

Ethik in der Sozialen Arbeit
8 große Begriffe in klassischen Handlungsfeldern

Autonomie

Do, 17.10.2013, 16:30 Uhr FH der Diakonie*
Dr. Heiko Ulrich Zude, Prof. für Systematische Theologie
Fachhochschule der Diakonie, Bielefeld

Dialog

Do, 17.10.2013, 16:30 Uhr FH Bielefeld**
Dr. Cornelia Muth, Prof.in für Erziehungswissenschaft und Sozialphilosophie/Ethik
Fachhochschule Bielefeld

Gerechtigkeit

Do, 14.11.2013, 16:30 Uhr FH der Diakonie*
Dr. Peter Eisenmann, Prof. em. für Soziale Arbeit und Pflegemanagement
Hochschule Würzburg-Schweinfurt

Glück

Do, 21.11.2013, 16:30 Uhr FH Bielefeld**
Dr. Hajo Jakobs, Prof. für Heil-/Sonderpädagogik, Sozialphilosophie/Ethik, Psychologie
Fachhochschule Kiel

Care/Fürsorge

Do, 28.11.2013, 16:30 Uhr FH Bielefeld**
Dr. Ruth Großmaß Prof. in für Sozialphilosophie und Ethik
Alice Salomon Hochschule Berlin

Menschenwürde

Do, 12.12.2013, 16:30 Uhr FH der Diakonie*
Dr. Gunzelin Schmid Noerr, Prof. für Sozialphilosophie und Ethik
Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach

MenschenRechte

Do, 09.01.2014, 16:30 Uhr FH der Diakonie*
Dr. Wolfgang Maaser, Prof. für Ethik
Evangelische Fachhochschule RWL, Bochum

Anerkennung

Do, 16.01.2014, 16:30 Uhr FH Bielefeld**
Dr. Melanie Pfäber, Prof.in für Sozialarbeitswissenschaften
Fachhochschule Bielefeld

* Veranstaltungsort:
FH der Diakonie, Nagelthweg 5, Postfach 2, 33617 Bielefeld

** Veranstaltungsort:
FH Bielefeld, Kurt-Schumacher-Str. 6, Gebäude D, Raum 207,
33615 Bielefeld

Kontakt:
Prof. Dr. Heiko Ulrich Zude hulrich@fh-diakonie.de
Prof. Dr. Melanie Pfäber mela@soar.fhbielefeld.de

Do., 09. Januar 2014: Prof. Dr. Wolfgang Maaser -
„Menschenrechte“

„Menschenrechte als Konkretisierung der Menschenwürde“ - von dieser Grundannahme aus entfaltet Maaser in seinem 2010 erschienen Lehrbuch zur Ethik gleich zu Beginn in zwei Kapiteln Grundlagen und Vertiefung dieses Themas. Auffallend ist von vorneherein, dass der Autor die Menschenrechte stets in enger Verknüpfung mit der Menschenwürde verhandelt - eine Besonderheit, die der politischen Wertorientierung Deutschlands seit 1949 geschuldet ist. (Dass eine Verfassung auch ganz auf die Rechte -ohne fundamentalen Rekurs auf die Würde- gestellt sein kann, zeigt der Blick auf die maßgeblich von H. Kelsen ausgestaltete österreichische Verfassung.) Maaser leistet Definitionsarbeit, Unterscheidungsarbeit, historische Arbeit und kommt schließlich auf die Bedeutung dieser Normen für die Soziale Arbeit zu sprechen und übernimmt das Diktum von S. Staub-Bernasconi von der Sozialen Arbeit „als Menschenrechtsprofession“: Zwischen Hilfe und Kontrolle bezieht sich Soziale Arbeit weiterhin „auf eine übergeordnete, transstaatliche Größe“. Von daher werden politische Entscheidungen und schwierige Fälle einem Urteil unterzogen und von daher geschieht „Orientierung in kritischer Absicht.“ Interessant ist m.E. daran v.a., dass sich aus der Behauptung eines eigenen professionellen Gewissens, das sich an den Menschenrechten orientiert, zugleich kritische Distanz zu unzumutbarem staatlichem Kontrollansinnen, wie zu unzumutbaren Hilfeaufforderungen der Klienten begründen lässt ...

Do., 12. Dezember 2013: Prof. Dr. Gunzelin Schmid Noerr - „Menschenwürde“

Ebenfalls 2012 veröffentlichte Schmid Noerr sein Buch mit dem Titel „Ethik in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung“. Auch Schmid Noerr anerkennt eine gewisse Eigentümlichkeit politischer Gegenwartsdiskurse - sei es auf den ganz großen oder auf den kleineren Bühnen der Debatten: „Wir beurteilen Handlungen als ungerecht oder menschenunwürdig, aber was Gerechtigkeit oder Menschenwürde an sich sind, wissen wir im Alltag kaum zu sagen.“ Und so buchstabiert sich der Autor durch viele relevante Themen der Angewandten Ethik (z.B. Moralbegriff, Ethikbegriff, Unterscheidung deskriptiv/normativ, Ethikkonzepte, Individualethik/Sozialethik, Moralentwicklung), um sich schließlich auch der Frage zuzuwenden: „Was ist Menschenwürde?“ In den entsprechenden Fachdiskussionen um Schmid Noerr herum finden sich grundsätzlich drei Möglichkeiten, diese Frage zu beantworten. Man kann (z.B. mit N. Hoerster) überhaupt verneinen, dass mit dem metaphysisch-diffusen Begriff „Menschenwürde“ etwas Sinnvolles ausgesagt wird; dieser sei verzichtbar, weil der Kerngehalt eindeutiger zum Ausdruck komme in den Grund-, bzw. Menschenrechten. Diese genügten, und man erspare sich die quasitheologischen Streitereien um den wahren Inhalt des Begriffs. Andere (wie z.B. N. Knoepffler) bemühen sich eben darum, den wahren Inhalt des Menschenwürdebegriffs inhaltlich gehaltvoll und eindeutig zu bestimmen. Je unterschiedlich allerdings - womit sich wiederum die Frage stellt, welchem Entwurf man persönlich den Vorzug geben wolle und welcher inhaltliche Entwurf denn nun wirklich den wahren Inhalt anzeige. Diesen Weg beschreitet auch Schmid Noerr mit einem sehr konkreten Modell, in Anlehnung an F.-J. Wetz. Einen dritten Weg schlägt z.B. R. Anselm vor: „Menschenwürde“ sei demgemäß eine bloße Chiffre für die Anwesenheit von Ethik. Sie ist wichtig (gegen Hoerster u.a.), weil sie die Akteure immer wieder in den Diskurs zwingt; sie ist aber nicht eindeutig bestimmbar (gegen Knoepffler u.a.). So bestehe die Aufgabe darin, immer wieder den Konsens darüber zu erarbeiten, was im konkreten Fall unter dem Begriff zu verstehen sei ...



Fachhochschule der **Diakonie**

Fachhochschule der Diakonie gem. GmbH

Grete-Reich-Weg 9
33617 Bielefeld

Fon: +49 (0)521_144-2700

Fax: +49 (0)521_144-3032

Email: info@fh-diakonie.de

www.fh-diakonie.de